



Illustrirte Damen-Zeitung

Hohe Leben.

Novelle von Ludwig Ziemssen.

(2. Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Das muntere Mädchen war mit anmutiger Bewegung durch die Thür geschlüpft und schlug nun vergnügt die Hände zusammen. „Rein, welch ein Glück, euch noch beim Frühstück zu treffen! Da bekomme ich gewiß auch noch eine Tasse Bouillon und ein Brötchen! Hurrah! — Und nun guten Morgen, mein geliebter Onkel! — Himmel, wie reizend dir der braune Sammethausröck und das lose, blaßgelbe Halsstuch stehen! Beim Jupiter, du bist und bleibst der stattlichste und vornehmste aussehende Mann, den ich kenne! Wie ein Zwillingbruder des schönen Alfonso de Lamartine, dessen Bild wir in Paris bewundern! Ganz frappant!“

„Nun, das muß man sagen,“ entgegnete der Landschaftsrat schalkhaft, die niedliche Nichte umarmend und auf die schöne Stirn küssend, „bei dir trifft man doch einmal auf eine gerechte Würdigung seiner Person! — Wie das wohlthut! — Möchtest du nun doch auch das Zeichen gleichen Genies auf meinem Antlitz entdecken! — Ich würde dann sofort Mut fassen, ein Gedicht zu schreiben, das die lebenswürdigste Nichte zur Heldin hätte und so schön werden müßte, daß „Jocelyn“ und „La chute d'un ange“ dagegen jämmerlich abfielen.“

„Köstlich!“ jauchzte Fanny und umarmte nun auch Katharina, die sich inzwischen gesammelt hatte und dem heiteren Wortgefecht lächelnd zuhörte. „Räthe, du Glückliche! solch einen Papa zu haben, — immer heiter, immer zu anmutigem Scherz geneigt und voll geistreicher Grazie! Sieh' ihn an, Katty! Sollte man's glauben, daß das der große Parlamentarier, der Kaiser in der Schlacht ist, der die Reihen der bösen Fortschrittler nieder-mähet, wie Markgraf Roland die der ungläubigen Saracenen! — O Onkel, Onkel! lebenswürdigster und bester Mann, sanftblickend und voll Güte, sicherlich hast du ein Spitzgläschen von deinem trefflichen Dry-Madeira für meine schmachtende Seele übrig, und du, einzige Räthe, ein halbes Ei mit einer Sardelle! O wie werde ich euch dankbar sein! „Gastet gern,“ mahnt schon die heilige Schrift, „denn ihrer Viele haben, ohne es zu wissen, schon Engel beherbergt!“

„Das wäre dann also ganz unser heutiger Fall, nur mit dem Unterschied, daß wir es wissen, wen wir bewirten,“ sprach Räthe munter und neigte sich vor dem Engel im braunen Pelzbrötchen, der eben sein Glas Madeira ergriffen hatte, mit fromm über die Brust gekreuzten Armen.

„Ach du Schelm, böshafter!“ lachte Fanny, das leere Glas hinsetzend; „da hat sie mich in meinem eignen Gewebe

gefangen! — Nun, das ihr's nur wißt: mit meiner Engenhaftigkeit ist's nicht weit her! Hab ich doch heute morgen schon in aller Frühe die Tante ausgezankt, daß sie, anstatt ihrer gewöhnlichen „Kleenen“, beinahe „große Krämpfen“ bekommen hätte. Und das sieht doch nicht sonderlich nach Engeln aus; nicht wahr?“ — Und mit verdüsteter Miene setzte sie, da niemand antwortete, kopfschüttelnd hinzu: „Ach,

ich weiß es selbst: ich bin oft viel zu heftig und leidenschaftlich für ein Mädchen.“

„Nun es kommt darauf an, worum sichs handelt,“ sprach der Landschaftsrat ernsteren Tones. „Heiliger Zorn steht ja bekanntlich auch der frömmsten Seele wohl an.“

„Und da, wie Pastor Schulte uns in der Konfirmandenstunde mittheilte,“ setzte Räthe lächelnd hinzu, „das Konzil von Nicäa, welches den Engeln als Ehrfurchtsbezeugung eine tiefe Verbeugung zugestand, ihnen auch bei seinem ätherischen Körper ein „feuriges Wesen“ zuschrieb, so darf ein Engel natürlich seiner feurigen Natur folgen!“

„Ach, sieh doch!“ sprach, schnell getrübt, Fanny. „Nun überfrönt sie mich wieder mit ihrer Gelehrsamkeit und ironisiert mich jämmerlich. Aber ihr müßt nach den Thatsachen urteilen, ob ich recht hatte, Tante Pauline eine Scene zu machen. Es handelte sich nämlich um Ulrich.“

„Und was war's mit ihm?“ fragte der Onkel. „Er scheint deinen Zorn hervorzurufen zu haben.“

„Das hat er. Ich kann keine Falschheit sehen oder hören, ohne mich dagegen aufzulehnen, gleichviel was die Folge davon ist! Ihr wißt ja, eine wie blinde Vorliebe Tante Pauline für Ulrich hegt, blind bis zum Krankhaften! Auch vielleicht, daß er dieselbe wiederholtlich rücksichtslos ausgebeutet hat, — ohne sich hinterher auch nur durch die Pflicht der Dankbarkeit zu einem etwas aufmerksameren Benehmen gegen die Gute bestimmen zu lassen. So kann er Wochen und Monate vergehen lassen, ohne ihr nur ein einziges Mal einen Besuch zu machen, ob er gleich weiß, daß sie sich nach seinem Anblick sehnt wie die Mutter nach dem ihres Kindes!“

„Sehr unrecht von ihm, in der That!“

„Nicht wahr, Onkel? Nun also!“ — Darüber hatte ich gestern Abend, auf dem Rückwege von hier, mit ihm schon einen Zank und machte ihm Vorwürfe, daß er lieber seine Zeit in der schlechtesten Gesellschaft verbringe, als eine Stunde davon der guten Tante zu widmen! Nun ließ er sich, halbstarrig und selbstfüchtig wie er ist, zwar durch mich nicht bestimmen, mit hinaufzukommen zur Tante; aber heute morgen schickte er ihr einen Blumenstrauß mit einem Brief, und dieser Brief war so voll Lüge und Falschheit, daß ich innerlich zitterte vor Indignation. Dergleichen ertrage ich einfach nicht! — Als denn nun die gute alte Tante, von seinen Blumen und Lügenworten entzückt, die Augen voll Thränen, seine Lebenswürdigkeit preist und ihm sofort ein bedeutendes Geldgeschenk als Gegengabe schicken wollte, erhob ich mich energisch dagegen und



König Sigismund und Barbara Radziwill. Originalzeichnung von Damian Krajewski. Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

sagte der Guten über Ulrich und sie selbst schlankweg einmal gehörig die Wahrheit!"

"Was ihr vermutlich wenig Freude machte," warf der Landschaftsrat sarkastisch ein.

"Natürlich! — Sie war außer sich, behauptete, ich verläumde den lieben Ulrich und beleidige sie selbst, indem ich behaupte, sie bestärke ihn in seinen übelsten Neigungen und Gewohnheiten! Braß schließlich in Thränen aus, und die 'Krämpfen' drohten jeden Augenblick in Wirksamkeit zu treten, als zum Glück ihr Arzt, der alte grobe Geheimrat Meyer, gemeldet wurde. Da faßte sie sich denn schnell, wusch sich rasch die Augen und schlüpfte in den Salon hinüber; ich aber, um ihr Zeit zu lassen, in meiner Abwesenheit sich das Gesagte in aller Ruhe zu überlegen, tappte mich auf, nahm meine Schlittschuhe und wanderte hierher. Und nun wißt ihr alles und mögt selbst urteilen, ob ich recht oder unrecht gethan."

"Du hast, deiner trefflichen Natur gemäß, wie ein wackeres, wahrheitsliebendes und furchtloses Mädchen gehandelt," sprach der Onkel warm; "das Zeugnis wird dir auch die Tante, wenn sie zu ruhiger Überlegung gelangt ist, nicht vorenthalten können."

Fanny nickte mit einem schwermütigen Lächeln dem Onkel zu, drückte ihm die Hand und stand auf. "Ihr habt mich wacker gespeist und getränkt," sagte sie dann mit einem Versuch, ihre muntere Laune wieder aufzunehmen, "und der Himmel wird euch lohnen, was ihr an einer armen Betrübten thut! Nun aber, Käthe, auf — auf! Die Zeit verrinnt, und das Eis wird in der Mittagsstunde nicht gerade besser. Also fort mit uns! Alle Welt ist auf den Neuen Seelen oder an der Kouffeaufinsel, und haben wir Glück, so treffen wir den ganzen Hof dabei selbst. Der Kronprinz mit Frau und Töchtern ist sicher wieder da, und mit ihnen so mancher von unseren Kavaliern vom letzten Hofball. Ha! denen wollen wir einmal zeigen, wie weibliche Anmut

"Leichter Schwung fliegt dahin,
kreist umher, reizvoll zu sehn!"

Katharina lachte. "Nun höre nur einer, wie sie ihren Klopstock im Kopfe hat! Fränzchen, Fränzchen! Du fängst an mir fürchterlich zu werden! Offenbar bist du viel belehener, als du dir den Anschein giebst. Wie? — Gesteh es!"

"Ach nichts — nichts! Am Wege aufgeregtes Zeug. Du traust immer allen Menschen mehr zu, als dir selber! Komm jetzt nur! — Lieber Onkel! — und der niedrigste Kniz begleitete ihre Worte — "ich habe die Ehre, mich dir zu empfehlen und bitte um eine freundliche Erinnerung."

"O du Kobold! Mach daß du fortkommst, oder ich lasse dich garnicht von der Stelle. Gehst doch nur davon, um weitere Herzen zu fesseln, nachdem du das meinige sicher hast! Wahrhaftig, man sollte dir und deinesgleichen von Polizei wegen eine Aufficht sehen. Muß doch einmal Herrn von Madai auf dein Treiben aufmerksam machen."

"O, thu das, Onkelchen," schrie das ausgelassene Mädchen mit stehend aufgehobenen Händen. "Es wäre zur Abwechslung einmal köstlich, einen Polizeipräsidenten, der sonst nur andere Leute zu verhaften gewohnt ist, selbst in Ketten und Bande zu legen. Also ich rechne darauf! And now farewell, dear loved uncle!"

"Fort mit euch, sag ich!"

Und die beiden Mädchen schlüpfen lachend und über die Schulter hin dem zurückbleibenden Hausherrn zunickehend in Katharinens Stübchen hinüber.

Eine Viertelstunde später schritten die beiden Freundinnen in allerliebstem Winterkostüm, die zarten Gesichter von herber Frostluft rötlich überhaucht, am Rande des Tiergartens dahin, dem Gesepart mit seinen weiten, von hohen Bäumen stolz umfriedeten, buchtenreichen Eisflächen zustrebend; vor und hinter ihnen zahlreich andere junge Damen, mit und ohne Herrenbegleitung, die blinkenden Schlittschuhe am Riemen tragend und alle, wie es schien, gleichem Ziele zugewandt.

Fannys bewegliche Sinne erfahnten dieselben sofort als willkommene Beobachtungsobjekte. "Sieh einmal, Käthe, das ist nun doch das sechste junge Mädchen, das in Braun kostümiert ist! Es ist entschieden Modefarbe diesen Winter und Loutre das fashionabelste Pelzwerk! Ist auch reizend, findest du nicht?"

"Gewiß! sonst würdest du es nicht tragen!"

"Geh! Du spottest wieder. Aber so viel ist gewiß, es kleidet vortrefflich. — Übrigens ist Kamtschatkaber, wie ihn gestern im Museum die Frau von Benomar trug, doch auch wunderschön. Die einzelnen langen weißen Härchen, die dem dichten dunkelglänzenden Fell untermischt sind, verleihen dem Pelzwerk förmlich einen Silberschimmer. Ganz reizend, sind ich!"

"Sehr hübsch in der That."

Ein Wagen fuhr vorüber; eine Dame mittleren Alters, von vornehmer Erscheinung, nickte den beiden jungen Mädchen sehr freundlich zu, beide grüßten tief und achtungsvoll.

"Welch herrlich belebte, geistvolle Augen die Gräfin Schleinitz doch hat!" sprach Katharina, der Dahinrollenden voll Bewunderung nachblickend. "Bei ihr empfindet man recht überzeugend, daß die Augen 'Spiegel der Seele' sind. Man würde sie überall als sehr bedeutende Frau taxieren, auch wenn sie den Mund nicht ein einziges Mal zum Sprechen öffnet."

"Das ist gewiß. Es macht Freude, sie bloß anzusehen, vor allem während sie Musik hört! Neulich im Scharwenka-Konzert in der Singakademie habe ich sie fast nicht aus den Augen verloren, so sehr interessierte es mich, die Wirkung der Musik auf sie in ihren wunderbar belebten Zügen und dem wechselnden Ausdruck ihres sinnenden Auges zu beobachten."

Katharina nickte zustimmend. "Die Gräfin erwirbt sich mit ihrem Eifer für die Musik, namentlich für die Musik Wagners, geradezu ein bleibendes Verdienst um den endlichen Sieg des Schönen und tritt selbst damit in die Sphäre des Genies!"

Munter schritten die beiden jungen Mädchen unter diesen Gesprächen weiter, Fanny mit immer regen Augen die Erscheinungen rechts und links von ihrem Wege kritisch musternd. Sie überholten eine elegante Chaise, die sich ganz langsam auf dem Fahrweg dahinbewegte, offenbar in Erwartung der Herrin, die aussteigen war und auf dem Fußwege im Sonnenschein behäbig promenierte, eine reich aber auffallend kostümierte Erscheinung. Fanny nahm sofort Notiz von ihr.

"Wen haben wir denn da vor uns? Ach so! die dicke Banquiersfrau aus der Behrenstraße, Madame Wiehefistje-

doch. Sieh um Gottes willen diesen Gang, Käthe! Ist es nicht, als ob sie auf vier Füßen ginge, statt auf zweien? Und dieser Paletot! Den grünen Seidenstoff mit schwarzem Vär zu belegen, grenzt wirklich nahe an — Phantastik!"

"Laß sie doch, Fanny!" mahnte Katharina etwas ungeduldig. "Wie magst du nur an solchen Nichtigkeiten deinen Wig üben!"

"Meinen Wig üben? Aber Käthe! — Wig ist, wie du wissen mußt, eine 'Explosion von gebundenem Geiste', und die läßt sich doch weder üben noch beschränken. Warum sollte ich auch mein bißchen Geist immer gebunden mit mir herum schleppen! — Höchste unbecommene Gepäd! — Und übrigens — da sind wir! — Himmel, wie voll das Eis ist! — Eine förmliche Volksversammlung auf Schlittschuhen! — Dies drohet ungemütlich zu werden! Ich schlage vor, zunächst garnicht unterzuschlagen, sondern erst einmal zu revidieren, ob für unsereins geziemend Raum zum Laufen ist. Im anderen Falle begnügen wir uns mit einem Spaziergang über das Eis und Unterhaltungen mit guten Bekannten. Bist du's zufrieden, Käthchen?"

"Durchaus! Im Gedränge Schlittschuhslaufen hat ja keinen Sinn."

Die beiden jungen Mädchen bezahlten ihr Eintrittsgeld und schritten dann leichten Fußes über die glatte Eisdecke dahin, gefolgt von bewundernden Blicken rechts und links, ehrerbietig begrüßt hier und da von älteren und jüngeren Herren, und öfter stillstehend, um mit Altersgenossen oder deren Angehörigen ein freundlich Wort auszutauschen.

Eben kreuzte sich ihr Pfad mit demjenigen einer vornehm aussehenden Dame in kostbarem Pelzmantel, die mit dem unverkennbaren Ausdruck ängstlicher Befürmnis den nicht sehr graziösen Bewegungen eines hochaufgeschossenen, noch sehr jungen Mädchens folgte, dem die blinkenden Halifaxeisen viel eher Last und Hemmnis als "beschwingender Kothurn" waren.

Katharina und Fanny begrüßten die ihnen wohlbekannte und ihrem näheren Umgangsreihe angehörige Dame mit besonderem Respekt, und diese ergriff ihre Erscheinung wie die zweier rettender Engel.

"O wie schön, daß ich Sie hier treffe, meine lieben jungen Damen! Förmlich frohlich! Sie werden einer armen bedrängten Mutter (bedrängt wirklich in doppeltem Sinne) Ihren freundlichen Beistand nicht versagen; nicht wahr?"

"Sicherlich nicht, Frau Generalin," erwiderte Katharina zuvorkommend, "welchen Dienst können wir Ihnen leisten? betrifft er Fräulein Natalie? Wir sahen sie eben in einiger Entfernung vor uns dahingleiten."

"Ach ja wohl," bestätigte die besorgte Mutter, mit einem juckenden Blick durch ihr Vorquon, "und ohne Zweifel ungraziös genug. Und das ist's eben, was mich so bekümmert. Mein Mann will so gern, daß beide Mädchen sich in allerlei körperlichen Übungen sicher machen, und verspricht sich namentlich vom Schlittschuhsport für Nataliens Gesundheit und Körperhaltung viel. Auch ist ja der Eisport zur Zeit durchaus chic, und ich möchte gleichfalls nicht, daß Natalie sich demselben fernhielte, zumal der kronprinzliche Hof allen Herren und Damen ein Beispiel giebt (die höchsten Herrschaften sind auch heute wieder hier); aber meine lieben Fräulein, ich fürchte, Natalie wird hier ebenso ungeschickt bleiben wie beim Tanz."

"Aber, gnädige Frau, beim Tanz doch nicht! Ich sah sie ja auf der Assemblée bei Ihnen viel tanzen, und mir ist nichts Sonderliches an ihren Bewegungen aufgefallen."

"Nun, es ist sehr freundlich von Ihnen, so zu sprechen, liebes Fräulein, und es machte sich ja auch an jenem Abend noch leidlich. Aber das Verdienst gebührt nicht ihr, sondern den jungen Herren! Sie wissen, es waren meist sehr gute Tänzer: Schulenburg, Reichach, Jagow, Schlotheim, Trübschler — lauter musterhafte Kavaliere im Ballsaal (und auch sonst, versteht sich!), die wissen eine unbehilfliche Anfängerin im Tanz so vortrefflich zu führen, daß man ihre Mängel nicht auf den ersten Blick erkennt; aber sie sind da, sie sind leider da! Und nun hier auf dem Eise! Es ist geradezu peinlich, ihre ungraziöse Haltung zu beobachten. Sehen Sie, da kommt sie wieder. Ah! Lieutenant von Trotha hat, wie ich sehe, sich ihrer ein wenig angenommen — sehr netter junger Mann — führt auch recht sicher, wie es scheint, aber auf die Dauer hilft ihr das alles nicht. Sicher auf den Füßen ist sie ja zur Not; aber die Leichtigkeit der Bewegung, die Anmut der Körperhaltung — so etwas muß, so zu sagen, von innen heraus kommen, sonst wird es im Leben nichts. Sehen Sie nur, wie sie mit dem rechten Arm hin und her schlenkert! Ist es nicht schrecklich? Gut, daß mein Mann sie nicht so sieht, er wäre wieder außer sich!"

"Nun, nun!" sprach Fanny, die den Bewegungen des jungen Mädchens mit kritischem Auge gefolgt war und, gutherzig wie immer, sich sofort entschloß, der bekümmerten Mutter beizustehen, "das sind kleine Unbeholfenheiten, die sich rasch beseitigen lassen. Natalie weiß offenbar nicht recht, worauf es namentlich ankommt, wenn man die Eise unter den Füßen hat. Ich werde mich einmal ein wenig mit ihr beschäftigen, und Sie werden sehen."

"O, Sie liebes Fräulein, ich wußte es wohl, daß ich bei Ihnen Rat und Hilfe fände!"

"Nun das versteht sich doch! So viel esprit de corps müssen wir junge Mädchen ja unter uns haben, daß wir nach Kräften zu hindern suchen, daß einer von den jungen Herren etwa über eine von uns wegen mangelnder Anmut die Achsel zuckt! Da stehen wir eine für alle, und alle für eine! — Gedo, Sie! machen Sie mir einmal die Schlittschuhe fest!"

Und mit sachverständigem Blick überwachte sie die Bemühungen des Eisbahnwärters, der auf ihren Ruf herbeigeeilt war und nun vor ihr kniete, die Eisenchuhe unter ihren niedlichen Füßen zu befestigen. "Noch etwas schärfer anziehen — noch — so, genug! Und fertig zum Abmarsch. Liebe Käthe, du leistest natürlich der Frau Generalin Gesellschaft, bis ich wiederkomme!"

"Wenn Excellenz mir es gestatten will —"

"O mein liebes Fräulein, Sie sind zu gütig! Natürlich werde ich mich sehr freuen, aber, hindere ich Sie nicht am eigenen Vergnügen?"

"Keineswegs! Mir ist es heute allzu gedrängt hier, um Lust zum Fahren zu verspüren. Sehen Sie nur beispielsweise, wie sich dort die Menschenmenge zusammenballt, wie eine undurchdringliche Masse — wie ist da an freie Bewegung zu denken!"

In demselben Augenblicke bewies die „zusammengeballte

Menschenmenge", daß sie sehr wohl „durchdringlich" sei; denn wie auf ein gegebenes Signal öffnete sie sich und ließ, ehefurchtsvoll nach rechts und links zurücktretend, eine breite Gasse frei, durch die zwei Herren vom Militär, der eine auf Schlittschuhen, der andere zu Fuß, in lebhaftem Gespräch langsam daher kamen.

"Es ist der Kronprinz!" flüsterte die Generalin in einiger Erregung und gab der breiten Seidenschleife an ihrem Sammethut durch einen sicheren Zug mit beiden Händen bessere Konfektion. "Kennen Sie seinen Begleiter, liebes Fräulein?"

"Es ist ein Hauptmann von Restorp, seit kurzem zum Großen Generalstab einberufen; ein Freund unseres Hauses..."

"Ah — so!"

Ehe die Generalin auf Käthes Notiz noch weiteres erwidern konnte, hatte sich auch in ihrer Nähe die umgebende Menge gelichtet, und der Kronprinz, sie und Katharina plötzlich erkennend, gab sich einen leichten Schwung und glitt in eleganter Kurve auf die beiden Damen zu, ein freundliches Lächeln auf seinem männlich schönen Antlitz.

Fünftes Kapitel.

"Guten Morgen, meine Damen! — Gnädige Frau, Ihre Erscheinung hier enthebt mich zu meiner Freude einer Sorge: denn ich nehme sie als ein Zeichen, daß der Unfall von heute Nacht keine erheblichen Nachwehen bei Ihrem Herrn Gemahl zurückgelassen habe."

Die Generalin hatte sich tief verneigt. "Die Verwundung war durchaus unerheblich, Kaiserliche Hoheit," entgegnete sie dankbar, "eine starke Kontusion, nichts weiter! Der Arzt verordnete kalte Umschläge und meint, daß in 48 Stunden alles wieder gut sein werde. Er selbst drang darauf, daß ich mit der Tochter heute die Eisbahn besuchen möge."

"Vortrefflich! So reduziert sich denn der Schaden, den der böse Brand angerichtet, zum Glück auf ein immer beschreiberes Maß! — Herr Hauptmann von Restorp (eine vorstellende Bewegung mit der rechten Hand gegen die Dame begleitete seine Worte) hat die Freundlichkeit gehabt, mir eben Bericht zu bringen, daß auch die von mir befürchtete schlimme Einwirkung des aufregenden Ereignisses auf das Befinden des alten Feldmarschalls zum Glück nicht eingetroffen, sowie daß der Verlust an Karten und Büchern sich als relativ gering erweise. So haben wir alle Ursache, dankbar und zufrieden zu sein!"

Und zu den beiden jungen Mädchen gewendet, fuhr er scherzend vorwurfsvoll fort: "Nun, meine jungen Damen! So mühtig in der allgemeinen Bewegung? Wollen Sie uns denn heute den Genuß vorenthalten, Sie

Tanzend und schwebend auf tönendem Meer,
Auf Eisbergestadien dahin und daher

bewundern zu dürfen?"

"Kaiserliche Hoheit geruhen zu scherzen," erwiderte Katharina mit anmutiger Neigung des Kopfes, "übrigens sind wir soeben erst angelangt —"

"Wollen also noch die allgemeine Lust teilen?"

Fanny nickte in lächelnder Bejahung, und ihrer festen Laune nachgebend, hob sie eines ihrer Füßchen empor und präsentierte einen eleganten kleinen Zuchten-Stiefel mit blinkendem Halifax-Eisen bewehrt.

"Ah! dies genügt!" lachte der Kronprinz, höchst ergötzt. "Es wäre auch zu schade gewesen! Empfindet man doch so wie so schon immer einen gewissen Mangel bei Ihrer beider Erscheinung —"

"Einen Mangel?" wiederholte Katharina errötend. "Und dem wäre nicht abzuhelfen?"

"Nicht leicht!" entgegnete der Prinz in sich hineinlächelnd, "man vermisst bei Ihrem Erscheinen die dritte Grazie!"

"Do — h!" war alles, was Fanny auf diese Schmeichelei zunächst erwiderte, und sie dehnte diesen Laut in außerordentlich komischer Weise, indem sie dabei die Augenbrauen emporzog und den Lockenkopf schüttelte.

"Nun?" forschte der Prinz, sie munteren Auges fixierend. "Das Kompliment ist Ihnen wahrlich nicht zu altmodisch; unsere jungen Kavaliere bedienen Sie natürlich mit gefälligerer Ware! Aber wenn Sie bedenken wollen, daß ich schon Großvater bin —"

"Nicht zu altmodisch, Kaiserliche Hoheit, wenn mir eine Berichtigung gestattet ist," entgegnete Fanny, schalkhaft blinzeln den Auges und zeigte die schneeweißen Zähne, "aber Verzehrung! ist der Vergleich mit den Grazien nicht ein wenig frostig? — ich meine für die Jahreszeit! — Für den Sommer mag er ja passieren, aber bei fünf Grad unter Null —?"

"O, Sie Schelm! Hahaha!" lachte der Kronprinz aufs höchste ergötzt, "dies ist köstlich, bei allen Göttern des Olympes! Ja, Sie haben recht, mein kluges Fräulein, für den Winterbedarf müßte man auf wärmere Bergleiche bedacht sein! Nun, da bin ich gut angekommen; o weh! Mein, ich muß zu Ihnen meine Zuflucht nehmen, Fräulein von Holm; und glücklicherweise kann ich Ihnen speziell etwas Angenehmes sagen, ohne wieder zu einer thermometrisch ansachtbaren Schmeichelei greifen zu müssen —"

"Und inzwischen gestatten Kaiserliche Hoheit vielleicht," warf hier Fanny mit erheuchelt ehrbarem Lächeln ein, "daß ich mich zurückziehe? Ich möchte Fräulein Natalie von Eichrott, die ich dort eben kommen sehe, eine kleine Privatlektüre im Bogenlaufen geben."

"Bitte, bitte! Ich habe hier gar nichts zu gestatten, mein Fräulein," entgegnete der Kronprinz, von Fannys munterem und neckischem Wesen offenbar lebhaft amüsiert, "schweben Sie dahin, wohin Ihre lebenswürdige Absicht Sie zieht und viele sehnsüchtige Augen ohne Zweifel läßt Ihrer harren. Es wäre allzu selbstsüchtig, Sie hier fesseln zu wollen."

Und dann, als Fanny mit einem graziösen Neigen des Kopfes dahin gegliedert war, wandte sich der Kronprinz, der die Generalin mit dem Hauptmann von Restorp in lebhaftem Gespräch vertieft sah, zu Katharina und sprach veränderten Tones: "Ich habe eine Neuigkeit für Sie, deren Kenntnis bisher auf den Umkreis meines Hauses beschränkt geblieben ist: mein Schwiegervater, der, wie Sie wohl wissen, ein ebenso eifriger Altertumsfreund ist, wie ich selbst, hat heute morgen von dem Sekretär des Archäologischen Instituts in Athen, Professor Köhler, ein Telegramm erhalten, nach welchem bei Gelegenheit eines Straßenbaues am Parthenon in nur mäßiger Tiefe eine Bildsäule gefunden ist, die sich nach erfolgter Rei-



Friedrich der Große als Bruder und Freund.

Zur Erinnerung an die hundertste Wiederkehr seines Todestages.

„L'amitié est indispensable à notre bonheur.“

Es ist zu verstehen, daß in dem Bilde, welches die Geschichte von Friedrich dem Großen uns überliefert hat, die heldenhaften und geistvollen Züge die rein menschlichen in Schatten stellen. Wir sehen in dem einzigen Manne in erster Linie den König, den Feldherrn, den Philosophen, und vergessen darüber gar leicht sein Herz. So kann es kommen, daß wir bei aller Bewunderung fast vor diesem Heros stehen. Das ist bedauerlich, ja es ist ein Unrecht gegen die Manen eines Mannes, der von sich sagt, daß er stets den Namen eines treuen Freundes, eines der Leiden der Menschheit mitfühlenden Mannes, kurz eines Menschen, welcher glaube nur Mensch zu sein, um andern Menschen bei jeder Gelegenheit Gutes zu thun, dem Namen eines großen Mannes vorzuziehen.

Diese Worte waren keine leere Redensart; wer sich die Mühe giebt, oder vielmehr den Genuß sich verschafft, aus dem Briefwechsel Friedrichs mit seinen Freunden und Geschwistern ein Bild dieses Mannes zu rekonstruieren, wird erstaunen über den reichen übervollenden Strom wahrer Liebe und Freundschaft, über das Zartgefühl und die unzähligen rührenden Beweise eines fürsorgenden, aufopferungsfähigen Herzens.

Besonders fest und eng war das Band, das Friedrich mit seiner Lieblingschwester, der geistvollen Wilhelmine, nachherigen Markgräfin von Bayreuth, verknüpfte. Sie war es, die in der traurigen Familiensagde dem Wüten des erzürnten Vaters sich entgegenwarf, Mißhandlungen ruhig erduldet und sich bereit erklärte, eine ihr verhasste Ehe einzugehen, wenn nur das Leben ihres Bruders dadurch gerettet wurde. Nie hat Friedrich ihr dies vergessen, sie war und blieb seine treueste Freundin bis an ihr Ende, ihr vertraute er seine Schmerzen, von ihr verlangte er Trost. So schreibt er 1732:

„Bis jetzt war meine Lage leidlich angenehm. Ich habe in aller Ruhe in meiner Garnison gelebt; meine Flöte, meine Bücher und einige mir ergebene Personen bewirkten, daß mir das Dasein sehr friedlich dahinschlief. Nun will man mich zwingen, dasselbe aufzugeben, um mich mit der Prinzessin von Bevern (die ich gar nicht kenne) zu vermählen. Man hat mir bereits ein „Ja“ abgepreßt und dies macht mir viel Kummer! Soll ich denn immer weiter tyrannisiert werden, ohne je einen Wechsel hoffen zu dürfen! — Wenn wenigstens meine geliebte Schwester hier sein könnte! Ich würde dann alles mit Geduld ertragen!“

In späteren Jahren wurden die beiden noch enger miteinander verbunden durch die gemeinsame Zuneigung zu Voltaire, welcher nicht müde wird, den Geist und das Herz dieser hohen Frau zu rühmen. In den schweren Zeiten der schließlichen Kriege war Wilhelmine in steter Sorge und Angst um ihren geliebten, angebeteten Bruder. In dem Briefwechsel mit Voltaire klagt sie oft halb verzweifelt: „Ihr Zustand sei schlimmer als der Tod: ich sehe,“ schreibt sie, „den größten Helden des Jahrhunderts, meinen Bruder und Freund, in das äußerste Unglück gebracht, ich kenne die Gefahren, in welchen mein ganzes Haus schwebt, ich fühle die Wunden, die dem Vaterlande geschlagen werden. Hätte mich doch der Himmel mit diesem Unglück beladen, ohne Murren würde ich es zu tragen suchen.“

Alle diese aufreibenden Sorgen untergruben nach und nach ihre Lebenskraft. In derselben Nacht, in welcher Friedrich die schwere Niederlage bei Hochkirch erlitt, verließ ihn sein irdischer Schutzgeist, „sein Trost in tiefem Leide, seine Zuflucht, seine Hoffnung“, wie er sie einmal nennt. Noch zwei Tage vorher hatte ihr der besorgte Bruder nachstehende Zeilen geschickt, die jedoch nicht mehr in ihre Hände gelangten.

Meine geliebte Schwester! Ich sende Dir hier einige Verse; nimm sie gütig auf. Ich bin innerlichst so beschäftigt mit Dir, mit den Gefahren, in denen Du schwebst, bin so voll tiefer Dankbarkeit gegen Dich, daß im Wachen und Träumen, in Prosa wie in Versen, Dein Bild mich völlig beherrscht, alle meine Gedanken auf Dich concentrirt! Möchte der Himmel die Bitten, die ich Tag für Tag für Deine Genesung zu ihm erhebe, gnädig erfüllen! Gothenius ist auf dem Wege zu Dir! Wenn er Dich, die mir theuerste Person auf der ganzen Welt, Dich, die ich schätze, die ich verehere, retten wird, so werde ich ihn vergöttern! Lebe wohl; bis zu jenem Tage, wo ich meinen irdischen Leib den Elementen zurückgeben muß, werde ich bleiben, geliebte Schwester, Dein treuer Dir ganz ergebener Bruder Friedrich.

Dieser Doppelschlag des Schicksals drückte den Helden fast zu Boden. 1768 ließ er zur Erinnerung an seine vielgeliebte Schwester das „Sacrum Wilhelminae“, einen kleinen Tempel mit ihrer Statue, errichten, das er oft besuchte, um daselbst „an solchen Verlust und an das Glück zu denken, das er ehemals genossen.“

Dem Bruder steht der Freund nicht nach. Unter Verweisung auf den reichhaltigen Briefwechsel in den „Oeuvres de Frédéric le Grand“ muß ich mich an dieser Stelle darauf beschränken, einige der bedeutendsten Briefe mitzutheilen. So spricht er sich über den Verlust seiner vertrauesten Freunde, des früheren Predigers Jordan und des geistreichen Kur-

länders Baron von Keyserling, gegen seine mütterliche Freundin, Madame de Camas, in nachstehenden Zeilen vom 30. August 1745 aus:

Da ich das letzte Mal an Sie schrieb, war ich sehr ruhigen Herzens und ahnte nichts von dem Unglück, welches schon heranzog, mich zu Boden zu drücken. Ich habe seitdem in weniger als drei Monaten meine beiden treuesten Freunde verloren, Männer, die meinen beständigen Umgang bildeten und deren gesellschaftliche Liebenswürdigkeit und edler Charakter, bei der aufrichtigen Freundschaft, die uns mit einander verband, mir oft eine Hilfe gewesen ist, Kummer zu besiegen und Krankheit zu ertragen. Sie befehlen wohl, meine gute Mama, daß es nicht leicht ist für ein so sensiblen Herz, wie das meinige, einen so tiefen Schmerz, wie mir dieser Verlust bereitet, zu unterdrücken! In Gedanken hatte ich mir von meiner Rückkehr nach Berlin viel Freude versprochen: jetzt fürchte ich Berlin, Charlottenburg, Potsdam, mit einem Wort — alle jene Orte, die mir eine trauervolle Erinnerung an meine Freunde, die ich für immer verloren habe, darbieten werden. Ich werde mir fast fremd vorkommen im eignen Vaterlande, vereinsamt im eigenen Hause!

Einige Tage später bittet der König dieselbe Freundin in der herzlichsten Weise, die Erziehung der Tochter Keyserlings in die Hand nehmen zu wollen. „Da ich von Herzen wünsche,“ schreibt er, „daß dieselbe ihres Vaters würdig werde, so bitte ich Sie bei der Freundschaft, die Sie mir immer bewiesen haben, diesen Nachlaß meines teuren Keyserling unter Ihren Schutz zu nehmen, und dem Kind jetzt und auch später mit Ihrem Rat und Ihrer Fürsorge beizustehen.“

Ich kann mir nicht versagen, noch einige Briefe Friedrichs an Madame de Camas, zu der er in einem überaus zarten freundschaftlichen Verhältnis stand, folgen zu lassen. Am 20. November 1762 schreibt er ihr von Meissen aus:

Ich sende Ihnen, meine gute Mama, eine Kleinigkeit, um Sie an mich zu erinnern. Sie können sich dieser Tabatiere bedienen, um Carmin oder Mouchen, oder Schnupftabak oder Konfitüren oder Pillen hineinzuthun. Aber wozu Sie dieselbe auch immer bestimmen werden, denken Sie wenigstens, indem Sie das Hündchen betrachten, welches als Emblem der Treue auf die Tabatiere gemalt ist, daß der Geber in der Anhänglichkeit für Sie die Treue aller Hunde auf dem Erdboden übertrifft, und daß seine Ergebenheit für Sie nichts gemein hat mit der Zerbrechlichkeit des Stoffes, aus dem man die Dose geformt hat.

und das Jahr darauf zwei Tage vor seinem 51. Geburtstag:

Einundfünfzig Jahre, meine gute Mama, sind keine Kleinigkeit. Es ist fast die ganze Länge des Fadens auf Madame Clothos Spindel! Nehmen Sie meinen Dank für Ihre Teilnahme an meinem Dasein! Dieselbe gilt aber auch einem alten Freunde, einem treuen Anhänger, dessen Gesinnungen für Sie weder Alter noch Abwesenheit ändern können, und der mit einer Art von Ueberzeugtheit hofft, Sie noch einmal wiederzusehen und an sein Herz zu drücken, wenn Sie das gestatten werden. Ja, meine gute Mama, ich glaube, daß Sie in Berlin sein werden, bevor noch (um mich poetisch auszudrücken) Flora mit ihren Gaben die Erde ausgeschmückt haben wird; und wenn ich mich, irgend jemand wieder zu sehen, aufrichtig freue, so sind Sie es! Ich stehe den Himmel an, zu wachen über Ihre Lebensstage, und häufe so viel Segenswünsche auf Ihr Haupt, als Ihr herrlicher Charakter verdient! Möchte ich Sie wiederfinden — gesund, zufrieden und vergnügt, und möchten Sie mir bewahrt haben durch alle Zeit Ihre Freundschaft!

So oft der König nach Berlin kam, besuchte ihn die Camas regelmäßig Nachmittags auf ein kurzes Plauderstündchen; stets sah sie sich durch Aufmerksamkeit und zarte Geschenke ausgezeichnet und bis an ihr Ende — sie starb 1766 achtzigjährig zu Schönhausen — blieb sie die Vertraute seines Herzens.

Rührende Züge berichtet die Legende von den Beziehungen Friedrichs zu d'Alembert, d'Argens und Fouqué. Als letzterer alterschwach und hinfällig geworden war, sorgte sein hoher Freund wahrhaft väterlich für ihn. „Sie leben zu einsam,“ sagte er ihm einmal, „Sie müssen täglich Gesellschaft um sich haben; Ihre Fenster müssen mit Blumentöpfen besetzt sein und Sie müssen kleine Hündchen um sich haben, die um Sie herumspringen.“ Ein andermal schreibt er ihm: „Ich sehe wohl, Sie brauchen Stärkung, mein lieber Freund; vor einigen Tagen kosteten wir alten Ungarwein von meinem Großvater und man fand ihn gut. Ich setzte die Flasche weg und schickte sie Ihnen, es ist die letzte. Möchte sie Ihnen doch recht wohl bekommen.“

Eines Kommentars bedürfen solche Zeilen nicht; sie bestätigen nur das Urteil d'Alemberts über diesen einzigen Mann. „Man kennt,“ sagt er, „diesen König allein durch seine Thaten; die Geschichte wird sie nicht verschweigen; aber was er für die Wenigen ist, die mit ihm leben, verkündigt sie nicht: wie er durch seinen treffenden Witz bezaubert, durch seine klare Beredsamkeit verbreitet, den Schmerz und die Freuden der Freundschaft teilt, innige Liebe giebt und empfängt. Solch ein König ist für die Menschen und für die Menschenbeherrscher, was Polyklet für die Kunst war.“

Ein kurzes Billet finde noch hier Platz, in welchem Friedrich von seiner Schwester, der verwitweten Herzogin von Braunschweig, kurzen Abschied nimmt und sie mit schonenden Worten auf seine Auflösung vorbereitet:

Meine innigstgeliebte Schwester!

Der hannöversche Arzt hat sich gern bei Dir zur Geltung bringen wollen, Theuerste, aber in Wahrheit — er hat nichts mehr nutzen können!

Die Alten müssen einmal den jungen Leuten Platz machen, damit jeder Generation ihre Stellung werde. Wollen wir genau untersuchen, was das Leben eigentlich bedeutet, so ist es nichts weiter, als Mittelgeborene geboren werden und sterben zu sehn! — Inzwischen fühle ich mich seit einigen Tagen ein wenig erleichtert. Mein Herz, theure Schwester, bleibt unverbrüchlich Dir ergeben!

Friedrich.

Sechs Tage später hatte das große Herz aufgehört zu schlagen.

Hans Ziegler.

nigung und wissenschaftlicher Prüfung als eine höchst interessante Kopie der weltberühmten Athene Parthenos von Phidias heraufstellte!

„O Welch ein Fund!“ rief Katharina aufleuchtenden Auges, „welch ein herrlicher Fund! Ist es nicht, als habe die Mutter Erde in ihrem Schoße die einst entweichten und verwüsten Heiligthümer und Kunstschätze nur um deswillen durch Jahrhunderte hin geborgen und gehegt, um sie einem frommeren, edleren, für die Kunst begeisterteren Geschlecht nunmehr an allen Orten willig darzubringen!“

„Eine schöne Anschauung! Wie Sie jede Tageserscheinung gleich in ihrer höchsten Wesenheit zu erfassen wissen! Ja, unserer Generation fällt eine herrliche, der Menschheit lange vorenthaltene Erbschaft an köstlichsten Kunstgütern zu, und ich bin glücklich, solches nicht nur zu erleben, sondern selbst ein wenig zur Hebung jener Schätze mitwirken zu können! Möchte nun doch die Mitwelt, noch mehr als bisher geschehen, diese Bereicherung in hohem Geiste empfangen, die Nachwelt sie pietätvoll ehren und bewahren! Die alte Erdmutter dürfte sonst grollend die noch in ihrem Besitz befindlichen Schätze für immer der Menschenhand entziehen!“

Katharina nickte leuchtenden Auges den Worten des Kronprinzen Bestätigung und Einstimmung zu; dann nahm sie das Gespräch über den Fund wieder auf. „Und jene Statue, könnte sie nicht — kaum wage ich es auszusprechen — könnte sie nicht das Original sein? Es klingt ja wohl vermessend, aber seit wir die Schliemannschen Funde von Troja und Mykenä haben, und Olympia (dank der Einwirkung Curer Kaiserlichen Hoheit) den wunderbaren Reichtum seines geweihten Bodens erschlossen hat, will mir nichts mehr unmöglich und keine Hoffnung als zu verwegen erscheinen! Aber freilich, jenes Parthenonbild soll riesige Dimensionen gehabt haben!“

„Zawohl! Und war überdies ein chryselephantines Werk, während unser Fund aus Marmor gearbeitet und nicht über ein Meter hoch ist.“

„Ja dann freilich... Nun, man darf nicht allzu begehrlich sein! Eine Kopie jenes großen Werkes von Phidias besitzen wir schon, wenn ich nicht irre?“

„Gewiß, ein kleines und gleichfalls in Athen aufgefunden. Ein Abguss davon befindet sich in der Rotunde unseres Neuen Museums.“

„In der That! Nun, die muß ich gleich morgen darauf ansehn! Empfangen Kaiserliche Hoheit meinen wärmsten Dank für diese gütigen Mitteilungen. Ach! meine Freude an allen den großen Errungenschaften der Gegenwart wäre noch viel größer, wirkte nicht immer und immer das Bewußtsein unzulänglichen Wissens, mangelhafter Einsicht gleichzeitig herabstimmend auf mich ein! Aber ich bin ein Mädchen, und habe mich zu bescheiden!“

„Durchaus nicht! Kunst und Wissenschaft kennen kein Geschlecht und setzen somit auch dem Jüngeren keine Grenze des Erkennens und des Könnens. Sie sind noch sehr jung, liebes Fräulein, und ein langes Leben liegt voraussichtlich noch vor Ihnen. Bei Ihrem edlen Willen und Streben kann reibliche Arbeit Sie sehr weit führen, weiter sicherlich, als tausend gedankenlose uninteressierte Männer jemals kommen werden; und jene Zeit, wo Ihnen der Genuß des Schönen und Großen ein unverkümmerter sein wird, muß Ihnen kommen und belohnt Sie dann überreichlich, löscht alle Stunden selbstquälender Kümmernisse in Ihrer Erinnerung aus.“

Der Kronprinz hatte warm und herzlich gesprochen, und

(Fortführung auf Seite 330.)

Das Fest der Berliner Künstler.

Illustriert von H. Knötel.



Die Altäre, sie stehen noch da, o Kommet, o zündet, Lang schon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!

Das Wort des Dichters ward zur That. Die Berliner Künstler beschloßen anlässlich der Jubiläums-Kunstausstellung eine längstvergrabene Kultur, aus deren Trümmern moderne Ausgrabungen manchen kostbaren Schatz gerettet haben, in ihren äußeren Erscheinungsformen für eine flüchtige

Stunde zu glanzvollem Leben zu erwecken und dem mächtigen Zeus, seiner verständigen Tochter Pallas Athene und dem alle frohen Lebensgeister entzesselnden Dionysos Opfer darzubringen. Wie Faust zu den „Müttern“ herabsteigt, um Paris und Helena aus dem Schatteneiche heranzubeschwören, so öffneten die Berliner Künstler mit dem Zauber Schlüssel ihrer Phantasie die Pforten, durch welche dem Publikum der Residenz und den zahlreich herbeigeströmten Fremden der Einblick in eine Welt gewährt wurde, welche von dem reizvollen Schimmer unvergänglicher Schönheit umwoben ist. Und keine glücklichere Epoche konnten sie wählen, als die des Königs Attalos I. aus Pergamon, jenes prunkliebenden Fürsten, welcher den vereinigten Hellenismus so geschickt für sein kleinasiatisches Vändchen zu verwerten wußte. Freilich, wollte man das Griechentum in seiner Blüte darstellen, dann hätte man die Zeit des Perikles wählen müssen; hier aber, wo es mehr auf äußere Prachtentfaltung und möglichste Mannigfaltigkeit der Kostüme ankam, bot sich den Bestrebungen der Künstler ein weit dankbareres Feld in dem alten Mysien und unter der Herrschaft des stolzen Attaliden-Geschlechtes, während welcher sich die letzten Reste einer barbarischen Kultur mit dem siegreich vordringenden und immer weitere Kreise ziehenden hellenischen Geiste durchdrangen.

Das Terrain des Ausstellungsparkes mit seinem „klassischen Dreieck“ und dem das Pergamon-Panorama enthaltenden olympischen Zeus-Tempel begünstigte diese Idee; und so konzipierte man ein „griechisches Fest aus Pergamons Glanzzeit“, dessen Hauptbestandteile der Triumphzug des aus glücklich beendigtem Feldzuge heimkehrenden Königs, das Dankopfer am Altar des Zeus und ein farben- und gestaltenreiches Volksfest bilden sollten. Die Durchführung dieses Planes erforderte einen großen Aufwand künstlerischer Phantasie, liebevollsten Einzelstudiums und schöpferischen Humors; und verschiedenartigste Kräfte mußten zusammenwirken, um ein befriedigendes Ganze hervorzubringen.

Decorateure und Architekten, Maler und Bildhauer, Dichter und Komponisten, Turner und Bühnenkünstlerinnen vereinigten sich zu üblichem Thun; Sänger- und Musikerchöre wurden angeworben und zu zahlreichen Proben herangezogen; selbst der Zoologische Garten mußte einige fremdländische Tiere zur Einreihung in den Triumphzug hergeben. Da die Bedingung, an welche Goethe jegliches künstlerische Gelingen knüpft, daß nämlich „schon gebildet ihnen (den Künsten), heiter, Herz und Sinn mit lebenskräftiger Fülle reich entgegenstrebt,“ hier in vollstem Maße erfüllt und das Ganze von einem Festkomité, an dessen Spitze Bildhauer Kaffack stand, umsichtig geleitet wurde, so konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Bald war der Weg zwischen der italienischen Künstlerherberge (Ostia) und dem olympischen Zeus-Tempel in eine Feststraße verwandelt, welche besonders durch die glänzende Triumphpforte und den dicht davor errichteten Dionysos-Altar aller Augen auf sich zog. Hinter der Pforte rechts stand auf hohem Postament eine Büste Karl Humanns, des Entdeckers der pergamenischen Herrlichkeit und Leiters der dortigen Ausgrabungen. Auf dem Platze um den Obelisken waren für die Zuschauer amphitheatralisch aufsteigende Tribünen errichtet, welche den Blick auf die vor dem Tempel und

auf der großen Freitreppe desselben sich abspielende Handlung ermöglichten. Auf der Plattform des Tempels waren für Zeus und Athene Altäre gebaut. In dem übrigen Teile des Parks wuchsen unter dem Kommandorufe des Baumeisters P. Graf zahllose Buden und Zelte aus der Erde hervor, deren phantastische Inschriften und grellfarbige Leinwand-Bemalungen alle Freunde eines altklassischen Jahrmarktes verhielten. Doch durch all diese schönen Vorbereitungen schien der wolkenverfammelnde Zeus einen Strich machen zu wollen. Obgleich man ihm doch opfern wollte, setzte er seine unfreundlichste Miene auf, zog finster die Brauen zusammen, und es erbehte der Olymp und mit ihm das Herz jedes kunstbegeisterten Sprechatheners. So mußte das Fest zweimal verschoben werden. Endlich hatte der Donnerer ein Einsehen, die flehentlichen Bitten des Künstlervolks rührten ihn, vielleicht machte auch seine bessere Ehehälfte ihren Einfluß geltend: kurz, als das Komité den dritten und letzten Termin anberaumte, lichtete sich allmählich das schwarze, regenbringende Gewölk, und am festgesetzten Tage schien heiter lächelnd die Sonne vom Himmel herab und erleuchtete, wenn auch noch von lichten Wolkenschleiern verhüllt, den Festplatz von Pergamon. Doch noch eine zweite, unerwartete Günst ward denen, die so mutig ausgeharrt, zu teil. Der Kronprinz unterbrach auf einen Tag die für König Ludwig von Bayern angelegte Hoftrauer und kam mit seiner Familie von Potsdam herüber, um dem Feste beizuwohnen und seinen Glanz zu erhöhen.

Das Fest begann. Aus dem Innern des Tempels trat, von vier Bläsern geleitet, in scharlachrotem Mantel, den weißen Stab in der Rechten, ein Herold auf die Plattform hinaus und sprach einen Prolog, der in sinnig-allegorischer

Das die Völker staunen und lauschen — So Deutschlands Name, verkannt und verachtet, Zu neuem Klang ist er herrlich erwacht, Und die alten Eichen sie rauschen: Dank Kaiser Wilhelms heiliger Macht!

Fanfarengeschmetter und Hochrufe der Menge unterbrachen hier den Prolog, dessen von Geh. Rat Jordan, dem Direktor der Nationalgalerie, gebichtete Worte von Prof. Hertel mit klangvoller, weithin vernehmbarer Stimme gesprochen wurden. Als der Herold in den Tempel zurückgetreten, ertönen von fernher Tubenklänge, welche den nahenden Festzug des siegreichen Königs Attalos verkünden. Voran schreitet der Rat der Alten, graubärtige würdige Greise in langen, weißen Gewändern mit rotem Überwurf, während eine feierliche Musik ihre langsamen Marschrythmen erschallen läßt. Dann folgen die Bläser, ausgestattet mit seltsamen Instrumenten von zum Teil riesigen Dimensionen. Zahlreiches Volk beiderlei Geschlechts und sämtlicher Altersstufen läuft nebenher und hinterdrein und treibt seine tollsten Späße. Landleute, Hirten und Gärtnerinnen bringen den Segen der Felder und Gärten, und Jäger tragen an Stangen das erlegte Wild. Es schließt sich das Fußvolk des Königs an, mit den mächtig geschwungenen, blauen Kofshaarkämmen auf den Helmen; in siegestrunkenen Laune schlagen die tapferen Krieger mit den Speeren an die Schilde und erfüllen die Luft mit lautem Jubelgeschrei.

Die nächste Abteilung zeigt eine charakteristische Gruppe von gefangenen Syrern, Partnern und Juden, sowie eine Eskorte nubischer Bogenschützen, deren schwarze Hautfarbe sich von der phantastischen Buntheit ihrer Gewänder lebhaft abhebt. Trophäenträger folgen, welche die erbeuteten Feldzeichen auf hohen Stangen tragen; andere Trophäen liegen auf Tragbahnen aufgeschichtet. Allgemeine Bewunderung erregt ein mit kostbarer Beute beladenes Schiff, welches von tanzenden und musizierenden Mädchen umringt ist. Dagegen wird durch den Mauerbrecher, die Steinschleudern und den schwerfälligen Angriffsturm mehr das archäologische Interesse, als der Schönheitssinn befriedigt. Überaus wirkungsvoll ist wieder das Arrangement des nun folgenden Trophäenwagens, welcher neben anderen Schätzen lebendige Beute in Gestalt schöner Ägypterinnen trägt. Bekränzte Opferthiere werden vorgeführt, der Opferwidder wird herbeigetragen. In einem riesigen Wagen sind andere gefangene Mädchen und Frauen, geschmückt mit den bunten Trachten ihrer Heimatländer und mit der lieblicheren Zier lebenquellender Schönheit und bestrickender Armut, zu einer reizvollen Pyramide gruppiert; einige derselben schauen allerdings so vergnügt drein, daß man ihnen ihr herbes Los kaum anmerkt. Hinter dem Wagen schreiten andere Gefangene, begleitet von härtigen Kriegern; einzelne folgen noch zu Wagen. Ein stolzes schönes Fürstentkind sitzt auf hohem Zelter, während eine trauernde Witwe mit der Mumie ihres Gemahls auf dem Höcker eines Dromedars balanziert. Kamele und Gel, mit Schätzen beladen, schließen sich an. Hinter Flötenbläsern schreitet in feierlichem Zuge eine Schar jugendlicher Priesterinnen daher, rotgewandt und blumengeschmückt. Leibwache zu Fuß und gefangene Fürsten folgen.

Und nun naht das Glanzstück des ganzen Gepränges, ein architektonisches Meisterwerk: der von vier weißen Rossen gezogene Triumphwagen des Königs (Prof. Paulsen), in welchem dieser hoch aufgerichtet dasteht, mit prunkender Rüstung angethan, während eine vornüber schwebende goldene Nixenfigur ihm den Kranz über das Haupt hält. Thyrsoschwingende Knaben und Mädchen begleiten die Quadriga. Es folgen die Großen des Reichs, hoch zu Pferde, mit Panther- und Tigerfellen geschmückt. Wettkämpfer und Volkskrieger bilden das Ende des Zuges, welcher, aus etwa 1000 Personen bestehend, in seinem allmählichen Aufrollen dem Auge einen unbeschreiblichen Reiz bietet.

Noch bevor diese gewaltige Menschenmasse zu ihrer vollen Entfaltung gekommen, ist, während die Spitze des Zuges, der Chor der Greise, dem Altare sich nähert, ein anderer Zug, der der Priester, gefolgt von Tempelknaben, rosenbekränzten Sängern und Priesterinnen in langwallenden Gewändern, aus dem Innern des Heiligtums getreten, die Stufen der Terrasse herabgestiegen und durch das buntfarbige Kriegsvolk hindurch dem nahenden König langsam und feierlich entgegengetritten. Am Triumphbogen wird Attalos mit einem Jubelhymnus empfangen und von den Priestern gesegnet, die sich sodann seinem Zuge einreihen. Vor dem Tempel verläßt der König die Quadriga und steigt mit seinem Gefolge die Stufen zum Altar empor. Hier, auf der breiten Treppe und den Vorsprüngen, gruppiert sich jetzt das Volk zu einem malerischen Gesamtbilde, welches in seiner blendenden Wirkung kaum übertroffen werden kann. Die Reifigen nehmen vor dem Obelisken Aufstellung. Inzwischen geht oben auf der Plattform die Opferhandlung vor sich. Hier auf tragen einige Priesterinnen aus der Halle des Tempels eine goldene Pallasstatue herbei und stellen sie hinter dem Zeusaltare auf. Eine von ihnen, in langem weißen Gewand — es ist Frä. Geßner vom „Deutschen Theater“ — richtet ihre ersten Augen auf den König und ermahnt ihn, auch der weisheitspendenden Göttin zu gedenken; denn Ruhm und Ehre, Geschlechter



Gefangene Jungfrauen.

Weise den Grundgedanken des Spiels darlegte und die Gegenwart mit der Vergangenheit in Parallele stellte.

Was Ihr Deutschen erlebet am Vaterland, Dess schaut Ihr ein Gleichnis in fremdem Gwand: Denn so wie der Tempel, die Burg, der Altar Verschüttet, auch Deutschlands Ehre war; Da auferstand in gewaltiger Zeit Des alten Reichs Herrlichkeit, Wie das, was verborgen der Erde Schacht, Uns Licht der Sonne ward neu gebracht —



Der Königswagen.

und ganze Völker seien vergänglich: „dies Alles sinkt ins Nichts!“ Und mit weit hin tönender Stimme fährt die Sprecherin dann fort:

Nur eine Kraft ist Irdischem gegeben,
Zu brechen der Vergänglichkeit Gebot,
Der Menschenbrust geheimnisvollem
Leben
Entspringt sie leuchtend wie der Jugend
Gott,
Sie ist's allein, die einst der Zukunft
kündet
Von großer That, die Irdischem Aug'
entschwindet:
Vor der Vernichtung, vor dem Tod
gezeit,
Ist das nur, was die Kunst ge-
weicht!
Aus Schutt und Asche hebt sie leicht
bezügelt
Ihr strahlend Haupt als echte Prie-
sterin,
Das Göttliche im Menschlichen besiegelt
Ihr Weibekuß durch alle Zeiten hin,
Sie einzig reicht die dauerbare Spende,
Und ew'gen Lorbeer flechten ihre
Hände.

Der König folgt der Mah-
nung und weicht Athene Krone
und Schwert. Während nun die
Priesterinnen unter den Klängen
einer einschmeichelnden Flöten-
musik, liebliche Reigen schlingend,
den Altar der Göttin umschreiten
und ihre Führerin segnend die
Hände zum Himmel emporhebt,
verkündet Atlas, von neuem
Geiste befeelt, dem zu seinen Fü-
ßen gelagerten andächtigen Volke
die Freigebung der im Zuge mit-
geführten Gefangenen. Und nun
stürmt das Volk, in seinem bun-
ten Durcheinander einen unver-
gleichlichen Anblick gewährend, die
Treppe hinauf, um das Stand-
bild der Göttin, welche ein so
großes Wunder gewirkt, zu be-
kränzen und dem Könige zu dan-
ken. Zur Erhöhung der Feststim-
mung werden auf dem Platze vor
dem Tempel alsbald Kampfspiele
veranstaltet: schnellfüßige Wett-
läufer umkreisen mit Fackeln den
Obelisk, Ring- und Faustkämpfe
werden aufgeführt, Andere zeigen
ihre Kunst im Lanzenwerfen und
im Springen und schließlich ziehen
wilde Reiterkämpfe aller Augen
auf sich. Die Sieger steigen end-
lich, freudig begrüßt vom Volke,
die Stufen des Tempels hinan
und empfangen oben aus den
Händen des Königs unter allge-
meinem Jubel den Ehrenkranz.

Darauf verlassen alle, mit
Ausnahme der Priester, Prie-
sterinnen und Sänger, welche die
beiden Treppenwangen und die
Plattform des Tempels zu beiden
Seiten besetzen, die Terrasse und
lagern sich malerisch am Fuße
derselben, um einer von Emil
Jacobsen verfaßten und von
Stinde dirigierten Pantomime:
"Der Bildhauer von Tanagra"
zuzusehen, welche die Frage nach
der Bemalung der Statuen bur-
lesk behandelt und auf dem mitt-
leren Abgange der Treppe sich ab-
spielt.

Nach diesem kurzen Inter-
mezzo betritt der König wieder
die Duadrige und verläßt mit
seinem Gefolge den Tempelplatz,
um sich an den Eingang der Fest-
straße zurückzugeben und mit
einem Opfer auf dem Dionysos-
Altar das Volksfest zu eröffnen.
Dort wird er von dem Ober-
priester des weinbekränzten Gottes
mit den schwungvollen (von Zu-
lius Lohmeyer gedichteten) Worten
begrüßt:

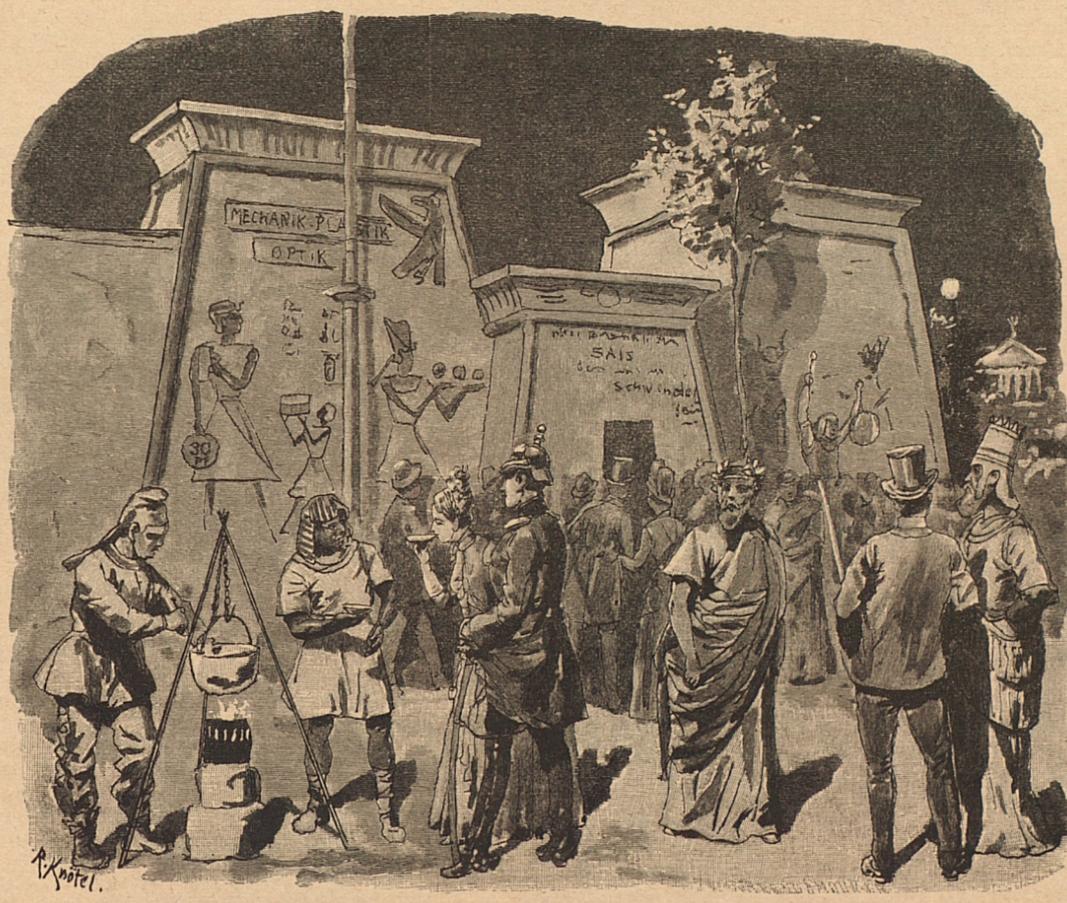
O Triumph dir und Heil, der du
kehrst aus der Schlacht,
Der du Opfer des Danke dem Olym-
pier gebracht!
Sei begrüßt von dem Gott, der die
Lanzspitze erneut,
Von dem Spender der Lust, der die
Schale dir heut
Von Weinlaub umflattert und Rosen.
Wenn der Nektar des Gottes dir die
Lippe benezt,
So 'gedenke des Heut's und des seligen
Fest!
Schluß die Wonne des Tags, der
dich leuchtend umglänzt,
Und umwinde die Stirn, die der Lor-
beer umkränzt,
Mit Weinlaub und lachenden Rosen!



Landleute im Triumphzuge.



Antik und modern.



Volksscene vor dem ägyptischen Antiquarium (31stempel).

Gieb, König, das Volk, gieb dem
Gotte es frei,
Daß mit Beckengetös und mit Eboe-
geschrei,
In mänadischem Tanz es durchjauchz'
das Gefild,
Daß in festlichem Spiel es umkränze
das Bild
Des Beglückers mit Weinlaub und
Rosen!

Nach dieser Ansprache erfolgt
die Opferspende. Während der
Libation drehen sich Bacchanten
und Mänaden in lustigem Reigen,
und anacreontische Lieder steigen
aus frischgestimmten Männerkeh-
len in die Lüfte empor. Die
Büste Humanns erhält eine poe-
tische Huldigung und wird mit
einem Kranze geschmückt. Die
Pergamentenkrieger lassen einen
Paan erschallen, dessen Worte von
Julius Wolff gedichtet sind:

Hochherdonnernder Zeus
Und ruhmverleihende, schwebende Nike,
Gebt unsres Königs
Nimmer bezwungner goldner Standarte
Immer den Sieg!
Wundenjagende trotzige Helden,
Narbentragende tapfere Krieger,
Ruft in die Lande
Den strahlenden Sieg!
Ruhm unserm König,
Dem Lorbeerbekränzten!
Sieg ihm in Schlachten,
Segen im Frieden,
Glück im Palaste!
Heil, König Attalos!
Attalos, Heil!

Als die letzten Töne des Lob-
gesangs verklungen, befehligt der
König die Sebenswürdigkeiten des
Volksfestes und begiebt sich schließ-
lich zum Heerlager, in welchem die
Speisung der hungrigen Krieger
stattfindet.

Nunmehr mischt sich das Pu-
blikum Syree-Athens unter die
pergamentischen Krieger und Frauen,
und bald sieht man die seltfam-
sten Gruppen die Gänge des be-
reits vom mond hellen Glanze der
elektrischen Flammen übergossenen
Parkes füllen. Die zahlreichen
Schau- und Verkaufsstände mit
ihren Hieroglyphen und griechi-
schen Inschriften locken am mei-
sten Neugierige heran; und hier
findet auch der ausgelassene Hu-
mor der anpreisenden und seilbie-
tenden Künstler ein dankbares Feld
zu seiner Bethätigung.

Da kann man „die Ent-
schleierung des Bildes zu Saïs
oder wie der Schwindel gewesen
ist“ sehen, kann den schwer zu
spannenden Bogen des Odysseus
bewundern und daneben auch in
das Innere des trojanischen Pfer-
des (d. h. in ein hohles Bretter-
gerüst, welches durch eine Leiter
zu erklimmen ist) steigen; kann per-
gamentische Postkarten, von Fischer-
Cörlin höchst reizvoll gezeichnet,
kaufen (im „Stephaneion Helle-
nikon“), echten Nektar (Bottle)
trinken, spartanische schwarze Suppe
und aristophantische Würstchen frisch
vom lodernnden Feuer weg essen,
ein Stück der lernäischen Schlange
bewundern, die Reinigung des
Augiasstalls mit ansehen und die
schauerliche Mär von dem ge-
schundenen Mariyas anhören,
das Orakel im ägyptischen Tempel
befragen und von Charon über
den Styx (den Parkteich) gegen Er-
legung eines Obolus sich überfah-
ren lassen, um dann einen Gang
durch die schauerliche Grotte des
Hades anzutreten. Dabei werden
von den Festleitern des siegreichen
Königs in entgegenkommendster
Weise der Wohlthätigkeit die
Schranken geöffnet, und mancher
schaulustige Gast, der arglos ein
größeres Geldstück hinreichte, wird
gravitätischen Ernstes darüber be-
lehrt, daß „im alten Griechenland
nichts herausgegeben werde“. All'
diese lustigen Prellereien tragen
natürlich nur dazu bei, die über-
mütig fröhliche Stimmung der
Künstler auch auf die Festteilneh-
mer zu übertragen; und als zum
Schlusse König Attalos mit einer
der freigegebenen gefangenen Kö-
nigstöchter den Tanz eröffnet, da
feiert das Volk von Pergamon mit
seinen Gästen ein allgemeines Ver-
brüderungsfest, in welchem die
moderne Welt der antiken friedlich
und fröhlich die Hand reicht.

Dr. Albert Stern.

(Fortführung von Seite 327.)

dankebaren Herzens blickte Katharina zu ihm auf. „Es ist das zweite ermutigende Wort, das mir heute zu teil wird und mich im tiefsten erquickt: das erste empfing ich in der Frühe schon von meinem geliebten Vater; und daß das zweite mir von dem königlichen Manne geboten wird, der, wie einst Julius Caesar, den großen Heerführer und Staatsmann mit dem Manne der Wissenschaft und Kunst zu einer Person verbindet, wird mir ewig eine beglückende Erinnerung sein!“

Dem Kronprinzen war unter Katharinens bewegten Worten eine feine Röte in das männlich schöne Antlitz emporgestiegen. „Ei, et, Fräulein von Holm!“ sprach er dann lächelnd, „nun haben wir die Rollen getauscht, und ich bin an der Reihe, mein Kompliment zu bekommen! Will ich nun der Beschämung entgegen, so muß ich mich eilends davon machen. Frau Generalin, Ihr ganz ergebenster Diener! Herr Hauptmann, ich lasse Sie in liebenswürdigster Gesellschaft zurück; seien Sie mir dankbar!“

Und mit der ihm eigenen herzbezwingenden Heiterkeit grüßte er mit chevaleresker Handbewegung und war im nächsten Augenblick in der Menge verschwunden.

Den Zurückbleibenden war es Bedürfnis, der Empfindung für den allgeliebten Thronerben Ausdruck zu leihen, und so klang dem Davoneilenden manch gutes Wort nach. Hier erschloß sich selbst des Hauptmanns schweigende Lippe zu be-redtem Erguß in Lob und Preis. Was bei den beiden Damen lediglich Herzenssache war, gab sich bei ihm zugleich als wohl-begründete, berufsmäßige Erfahrung, und seine Stimme ge-wann eine ganz veränderte Tönung, seine Darstellung einen ganz ungewohnten Schwung, wie er von des Kronprinzen heldenhaftem und doch so kameradschaftlichem Verhalten in den letzten Kriegen sprach und die begeisterte Hingebung der Mann-schaften an ihren fürstlichen Führer pries.

Katharina blickte ihm während seiner Rede sinnend in das jetzt so belebte Antlitz, und etwas wie zärtliche Hoffnung glühte von neuem in ihrem Herzen auf. Gehaltene Kraft sprach aus jeder Bewegung des straff aufgerichteten Körpers; besonnener Ernst tönte aus jedem Wort, das er sprach; und nun war ja auch die sonstige peinliche Schweißigkeit ver-schwunden, hatte einer fast strömenden Beredsamkeit Platz gemacht, unter der sein sonst so kaltes Auge einen ganz neuen dunklen Glanz annahm — offenbar gehörte er zu den Männern, die eines besonderen Anlasses bedürfen, um das tiefere Leben ihrer Seele zu enthüllen. Vielleicht war doch die Hoffnung auf ein sympathisches Empfinden, auf ein Band geistiger Gemein-schaft, verwandten idealen Strebens nicht aufzugeben. Wer so sich für das Gute, Große und Wahre in der geistigen Per-sönlichkeit eines Mitmenschen erwärmen konnte, mußte dem-selben — und somit auch ihr, deren Zielpunkte das Wahre, Große und Gute waren — wahlverwandt sein, und die leise Neigung ihres Herzens, vom Verstande bisher so streng im Zaum gehalten, dürfte sich doch vielleicht als berechtigt und Glück verbürgend hervorwagen!

Zu ruhig sicherer Gesprächsführung lenkte sie seine Mit-teilungen, die allgemach ein wenig zu sachmäßig zu werden drohten, in allgemeinere Bahnen und fand bald Gelegenheit, ihn nach denjenigen besonderen Interessen zu fragen, die ihn seit seinem Aufenthalt in Berlin — neben seiner Thätigkeit im Generalstab — vornehmlich beschäftigten. Aber wie wurde sie enttäuscht, als er voll Eifers das „Problem einer Verei-nigung des Löwe'schen Repetier-Magazin-Gewehres“ nannte und sich, offenbar hocherfreut durch ihre scheinbare Teilnahme an seinen Interessen, in Zergliederung von dessen wesent-lichen Bestandteilen wie in Darlegung von deren bisherigen Mängeln erging.

(Fortsetzung folgt.)

König Sigismund und Barbara Radziwill.

Das schöne Bild von Damian Krajewski, welches die Titel-seite unserer Nummer schmückt, ruft dem Geschichtsfreunde einen tragischen Vorgang aus dem Leben des thatkräftigen, gerechten und geistvollen Königs von Polen, Sigismund II. August, in die Erinnerung. Ein Sohn Sigismunds I., eines weisen und gütigen Fürsten, und der Bona Sforza, einer Tochter Johann Galeazzos von Mailand, übernahm er schon als Kronprinz und Jüngling von 23 Jahren die Regierung eines Nebenlandes, des Großherzogtums Litauen, und erregte durch seine hoch-schwingende, edle, genialische Sinnesweise die schönsten Erwar-tungen seines Volkes. Hier lernte er die schöne Schwester des Fürsten von Birze und Sabinki, Nikolaus Radziwill kennen und lieben, gewann ihre Gegenliebe und vermählte sich heim-lich mit ihr, heimlich, weil er der Zustimmung seiner herrsch-süchtigen, geldgierigen und gebieterrischen Mutter, die die Polen haßte, keineswegs sicher sein durfte und vorzeitige Szenen der Leidenschaft vermeiden wollte. — Nach kurzem Liebesglück be-trieb der Tod seines Vaters den jungen Fürsten auf den Thron Polens (1548). Seine Krönung in Krakau war kaum vorüber und er selbst im Vollbesitz seiner königlichen Würde, als er, auf das Andrängen seiner Mutter, sich mit einer italienischen Fürstentochter zu vermählen, fest und feierlich erklärte, er sei bereits verheiratet, und seine junge Ehegattin nannte.

Die Königin-Witwe geriet in wilden Zorn, behauptete, daß er ohne ihre und des Reichstags Zustimmung garnicht hätte heiraten dürfen und verlangte sofortige Auflösung der ungelücklichen Ehe. Der junge König widerstand mit Festigkeit allen Einflüssen, die bald auch von dem durch Bona Sforza aufgewiegeln Reichstage auf ihn auszuüben versucht wurde, und zog endlich selbst das Schwert gegen den rebellischen Adel, der ihn zwingen wollte, seinem Lebens- und Liebesglücke zu entsagen, der teuren Gattin sein Wort zu brechen. Siegreich setzte er endlich die feierliche Krönung Barbaras im Dom zu Krakau durch; aber er sollte des Erfolges seiner Charakter-festigkeit nicht lange froh werden. Neue Umstände des gereizten Adels riefen ihn noch einmal ins Feld; voll schwermütiger Ahnungen trennte sich das junge Königspaar von einander auf der Burg von Krakau — die Liebenden Ehegatten sollten sich in der That lebend nicht wiedersehen. Während Sigismund im Felde für sein teures Weib kämpfte und siegte, siegte daheim frevelhafte Tücke über das Leben der Geliebten. Barbara Radziwill, die Königin von Polen, starb an Gift, das ihr die verruchte Schwiegermutter hatte beibringen lassen.

Pflege des Mannes und der Kinder.

Sehr oft wird die Pflege des Mannes von den besten Frauen über die Pflege der Kinder vernachlässigt. „Ach, Männchen wird schon sagen wo es ihm fehlt,“ denkt das Hausmütterchen in seiner Harmlosigkeit. Aber „Männchen“ hat meist gar keine Zeit, sich über das, was er ver-mißt, zu beklagen, oder er ist trotzig und sagt erst recht nichts; ärgert sich aber schweigend ganz fürchterlich, wird über Laune, entfremdet sich der eignen Häuslichkeit, besucht Kaffeehäuser und Klubs, gilt seinen Schwiegereltern als „entartet“ und er-preßt seiner Frau Thränen.

Diese sagt sich natürlich nicht, daß kleine Ursachen große Wirkungen haben, daß lediglich sie selbst an der Veränderung ihres Mannes schuld ist.

Unter den praktischen Lehren, welche türkische Mütter ihren Töchtern am Hochzeitsstage mit auf den Weg geben, lautet ausdrücklich eine: „Wache über die Nahrung deines Gatten. . . schlechte Verpflegung erzeugt Heftigkeit.“ Dies sollte auch jede junge Europäerin beherzigen; lernte sie selbst nicht kochen, so überwache sie wenigstens, was ihr Lebensgefährte zum Munde führt, und Sorge, daß ihm Getränke und Jambiz in zierlicher Form serviert werden. Die Erfüllung dieser kleinen Pflichten hat gar nichts Profaisches, im Gegenteil: wo innige Zu-neigung waltet, steigert sich diese durch ein liebevolles Ein-dringen in das Detail. Keine Frau schädigt dadurch ihren Geist, ihre genialen Anlagen und geselligen Talente. Grazie und Esprit vertragen sich aufs beste mit „reizend häuslicher Geschäftigkeit“.

Kann die Frau nicht fortwährend „himmlische Rosen ins irdische Leben“ versetzen, so bringe sie dem, der für sie ar-beitet, strebt und sorgt, kleine Blümchen. . . „Heute giebt es dein Lieblingsgericht!“ Das klingt selbst dem mächtigsten Manne hold wie Musik, denn es beweist ihm, daß seine Frau an ihn denkt, ihn gerne erfreut. „Ich backe dir morgen deinen Kuchen!“ . . . recht so! Das verbreitet Behagen in der Atmo-sphäre, die sonst eintönig und grau wird. Wo solche kleine Ueberraschungen verfaumt werden, da verschimmeln die Haus-penaten.

Sch keine Damen, die stets in reizender Toilette sind, wenn man sie besucht. . . das Häubchen ist aus dem ersten Puzgeschäft, das Kleid vom gediegensten Stoff und Geschmack. . . und der Salon! welche Einrichtung! Leider spricht sich darin eine fettschichtige Selbstvergötterung aus. . . das Konterfei der Dame des Hauses in Photographie-Aquarell, selbst in Marmor schmachtet uns entgegen aus Blättergrün und dra-pierten Nischen. . . wo nur pflegen die Kinder, der Gatte zu weilen? Erstere sind in Pension; der Eheherr hat ein Schlaf-stübchen nach dem Hofe hinaus und wohnt gar nicht. Hat man das Malheur, von der Gebieterin zu Tische eingeladen zu werden, so faßt das tapferste Herz ein Schauer an: die Suppe hat unverkennbare Ähnlichkeit mit Spülwasser; der Fisch ist zerfetzt; der Braten zäh; zum Nachtisch giebt es einen Reiszrei, wie Mutter Buchholz ihn bei ihrer neuverheirateten Tochter mit Grausen kostete. Denn vom Wirtschaftsgeld wird frampshaft gespart, es fließt mehr als die Hälfte davon der Modistin, der Schneiderin zu. Vergnügen muß sich der gemah-regelte Gatte — sonst giebt es Szenen — und seinem Schöpfer danken, wenn er ohne chronischen Magenkatarrh davon kommt.

„Lege deinen Wünschen Bügel an,“ sagt wiederum die Türkenmutter. Heutzutage, wo in großen und kleinen Städten die geselligen Vergnügungen beängstigende Proportionen an-nehmen, heutzutage gilt diese Mahnung mehr noch der Abend-länderin als der eingesperrten Orientalin. Ist das Denken und Trachten stets nach außen gerichtet, muß das Hauswesen empfindlich darunter leiden, selbst dort, wo die finanziellen Mittel nicht beschränkt sind. Eine Frau und Mutter, welche viel ausgeht, alle Theater und Konzerte besucht, verliert den Blütenstaub ihrer Seele und nur gar zu oft die Ehrfurcht ihrer Kinder. Weibliche Tugend ist nicht vorhanden ohne Ent-sagung und Bescheidenheit, ohne Geduld und große Selbst-überwindung.

In früheren Zeiten, wo man ruhiger und einfacher lebte, blieben die Ehepaare des Abends zu Haus und man freute sich des traulichen Zusammenseins. Die Kinder gingen be-ruhigt zu Bett, denn sie wußten Papa und Mama in der Nähe; sie konnten „Gute Nacht“ sagen und wurden nicht aus dem Toilettenzimmer als störend hinausgedrängt; während sie einschlummerten, neigten sich die Eltern über ihre Betten, und das that den Nerven und Herzen der Kleinen wohl.

Charlotte von Kalb sagt in ihren Aufzeichnungen: „wer eine glückliche Kindheit erlebte, hat den milden Tau am Morgen genossen und trägt im späteren Leben manches Kreuz herzhafte“. . . Nicht verwehrt soll ein Knabe, ein Mäd-chen werden, vielmehr gestählt, wie seine Damascenerklingen, welche biegen aber nicht brechen.

Ach es müßte weit mehr zur Aufgabe der Gebildeten werden, ihren Kindern einzuprägen: „Werdet Lebenskünstler!“ Denn es ist eine Kunst (die wir aber alle lernen können), dem Dasein die besten Seiten abzugewinnen, ohne Kleinmut, Bitterkeit und Ingrimme alle Enttäuschungen und Prüfungen hinzunehmen. Wir Deutschen glauben an der Spitze der mo-dernen Civilisation zu stehen, aber leider giebt es in unserer Nation erschreckend viele brummige Menschen, Hypochonder, Pessimisten, Egoisten und Tyrannen. Daran ist meist die Er-ziehung schuld; niemand hat es verstanden, in diesen kleinen Persönlichkeiten achte Lebensfreudigkeit zu erwecken, ihre An-lagen zu veredeln. Um Lebenskünstler aus Knaben und Mäd-chen zu bilden, muß nicht allein der Sinn für das Rechte, sondern auch für das Schöne in ihnen erweckt werden. Da-mit erschließt man ihnen ideale Sphären und errichtet gleich-zeitig einen Schutzwall zwischen ihnen und der Gemeinheit. Sehr schädlich für Kinder sind geschmacklose Bilderbücher wie Struwpeter und Komp. Auch Busch paßt, „Max und Moriz“ vielleicht ausgenommen, nicht für die Kleinen. Glücklicherweise enthalten die „Deutschen Bilderbogen“ eine Fülle von Humor ohne Cynismus und von Belehrung ohne Pedanterie. Vor-trefflich ist die Zeitschrift „Deutsche Jugend“ von Julius Loh-meyer, eine reich sprudelnde Quelle des Schönen und Guten!

Sehr anmutig sind die englischen Toybooks von Walter Crane, dem poesie- und gemütvollen Aquarellmaler und Zeich-ner, der in seiner originellen Art die bekanntesten Märchen: „den gestiefelsten Kater“, „Dornröschen“, „Aschenputtel“, „Ma-

bin“, „Rotkäppchen“ u. s. w., farbig illustrierte und Groß und Klein bezaubert durch seine Kostüme, seine Internia, seine Land-schaften und Wundergärten. Diese Feste sind durch jede Buch-handlung zu beziehen: das Exemplar kostet ungefähr 80 Pfennige. Der Text ist freilich englisch, aber wie gern wird Mütterchen oder Tantechen oder die ältere Schwester denselben überlesen und — übrigens: die holdseligen Bilder erzählen ihre Geschichte ja ganz von selbst! Wie schön, wie sonnig ist das Königskind, das den „Froschkönig“ nicht heiraten mag, — wie rührend die Gestalt des „eisernen Heinrich“! schlank und edel ist die kluge Magd aus „Ali Baba und die vierzig Räuber“, — und oh! dieser spitzbübisch aber köstlich amüsante Wolf, der sich ein Schaffell um die zottigen Schultern hing und — um desto gemüthlicher zu erscheinen — einen Schächerhut aus blauer Seide auf den vorstigen Kopf drückte! — aber erst der Hund der Mutter Hubbard, der gelehrte Pudel in Allogeneriecke, Scharlachrock, den Galanteriebeugen an der Seite!

Walter Crane ist seiner Landsmännin Kate Greenaway an Phantasie, Schwung, Mannigfaltigkeit tausendfach über-legen und in England selbst so populär wie jene.

Führt man Kinder in das Theater, so vermeide man Poffen, Operetten, selbst Ballette, alles, was verflacht oder überreizt, sondern wähle gute Opern, z. B. die Zauberflöte, Freischütz, Oberon, selbst Armide. . . man sage nicht immer: „das ist zu hoch für Kinder“. . . Diese lieben instinktmäßig das Große und Heroische.

Recht sehr ist allen Müttern anzuzufempfehlen, althergebrachte Feste — nicht nur Weihnachten — gemeinschaftlich mit ihren Kindern zu begehen. Ostern, Pfingsten u. s. w. müssen ihre volle Weihe und Bedeutung behalten. Leider kommt es immer mehr ab, den Feiertag zu heiligen; diese Indifferenz beeinflusst die ganze künftige Richtung der kleinen Weltbürger. Für den Geburtstag des Vaters erhalte man ihnen Pietät, und das Haupt der Familie lehre seinerseits den Kindern, der Mutter zum Wiegenfeste eine artige Überraschung darzubringen.

Ohne diese natürlichen Bindemittel fällt eine Familie frühzeitig auseinander, noch bevor die Söhne das Elternhaus verlassen, um einem Beruf nachzugehen, und die Töchter unter der Haube sind. . .

Aber wie geschieht mir? über die Pflege der Kinder wollte ich schreiben, und statt dessen liefere ich eine Abhandlung über Erziehung! — Ist denn aber auch wohl eins vom andern zu trennen? Schwerlich. Für den Elementarunterricht treten Lehrer ein, das Pädagogische ist selten das Element der Mutter. Diese aber beginnt die Erziehung beim süßen Milchjüppchen, wenn das Kind zum erstenmale den Löffel mit den rosigen Fäustchen umschließt.

Ein berühmter Ausspruch der liebenswürdigen Madame de Sévigné lautet zwar: „Die Erziehung ist nur eine Fabel von Lafontaine“. . . Wohl an, charmante Marquise, so sagen wir: auf die Atmosphäre, in der die Kinder aufwachen, kommt alles an! Ist diese ungetrübt und rein, so gehen ohne Zweifel gutgeartete Menschen aus ihr hervor.

Günther v. Freiberg.

Das 67. Niederrheinische Musikfest in Köln.

In den Pfingsttagen vom 13. bis 15. Juni.

Die Niederrheinischen Musikfeste, welche alljährlich in den Pfingsttagen abwechselnd in Aachen, Köln und Düsseldorf stattfinden, haben eine ebenso große künstlerische als kulturhistorische Bedeutung erlangt; und sie verdanken diesen Erfolg zu nicht geringem Teile der Ausdauer, der Begeisterung der Frauen. Sie sind 1818, also vor 67 Jahren, gestiftet worden. Die Kunstfreunde vereinigten sich damals zu dem Zweck, all-jährlich in einer der obenerwähnten Städte Aufführungen großer Chorwerke zu veranstalten. Bei diesen wirkten außer im Orchester nur Musikfreundinnen und -Freunde, und selbst die Soli wurden bis anfangs der dreißiger Jahre von Dilettanten ausgeführt. In jener Zeit gab es weder Eisenbahnen noch Dampfschiffe (diese begannen 1827; die Eisenbahnverbindungen erst 1841). Eine Rheinfahrt gehörte also zu den beschwerlichen und nicht ungefährlichen Unternehmungen; von Koblenz nach Köln brauchte man einen Tag mit der „Wasserbidigence“, nahm Proviant mit und kochte wohl selbst. Auf einer Reise von Aachen nach Elberfeld mußte Nachtruhe gehalten werden. Eine jetzt ganz unbefannte Schwierigkeit, die Beschaffung von Fahrgelegenheit für 100 bis 150 Damen, die „aus der Ferne“ kamen und zur be-stimmten Zeit zurückkehren mußten, gehörte damals zu denen, welche den Festkomitees die größten Sorgen bereiteten. Hätte in jener Zeit nicht das weibliche Geschlecht das erhebende Bei-spiel von Ausdauer und Opferwilligkeit gegeben, so konnten die Feste nie und nimmer so glänzenden Aufschwung gewinnen. Denn gerade die Frauen mußten damals auf der Fahrt fast aller Behaglichkeit entbehren, die sie heute auf Dampfbooten, in Eisenbahnen und Gasthöfen vorbereitet finden; sie mußten in engen Wagen zusammengedrängt sitzen und mit dem Essen vorlieb nehmen, wie die wenigen Gasthöfe, die zu jener Zeit bestanden, ihnen solches zu bieten vermochten. Unbilden des Wetters wurden damals ganz anders gefühlt, als jetzt, wo der bequeme Frauen-waggon oder der Damensalon eines Dampfbootes Schutz ge-währt. Und ein zukünftiger Geschichtschreiber der Musikfeste wird eine wirkliche Ehrenschuld abzutragen haben an die Frauen, indem er ihr großes Verdienst um diese Feste nachdrücklich gel-tend macht; Männer waren deren Stifter, aber die Frauen waren die Erhalterinnen. In keiner der verschiedenen pompösen Beschreibungen und sonstigen Festschriften ist dieses Verdienstes der Frauen bisher auch nur mit einem Worte gedacht worden.

Ich habe im Anfange dieses Artikels von der hohen künst-lerischen und kulturhistorischen Bedeutung dieser Niederrhein-ischen Musikfeste gesprochen. Eine Darlegung dieser Bedeutung verlangte eine ausführliche geschichtliche Darstellung der Ent-wicklung und der verschiedenen Phasen, die den Raum eines Gelegenheitsartikels, wie dieser sein soll, weit überschreiten würde.

Ich meine auch, daß die Anführung einiger wichtigster Thatsachen den Leserinnen genügen wird, die Wichtigkeit mei-ner Ansicht zu bestätigen. Schon nach einigen Jahren des Bestehens dieser Musikfeste wurden auswärtige (d. h. nicht in einer der drei Städte wohnende) berühmte Komponisten ein-geladen, die musikalische Oberleitung zu übernehmen; und diese betrachteten solche Einladung nicht nur als eine Ehre,

sie komponierten auch eigens für diese Feste größere Werke: Spohr, Bernh. Klein, Ferd. Ries, haben dort manche ihrer Oratorien zuerst aufgeführt, und Felix Mendelssohn gab diesen Festen die höchste Weihe, indem er seinen „Paulus“ eigens für Düsseldorf (1836) schuf und das Werk selbst vorführte. Rubinssteins „Turm von Babel“ hat in Düsseldorf 1872 seine Feuerprobe bestanden. Beethovens unermessliche neunte Symphonie mit den Chören „An die Freude“ wurde in Deutschland (nach der Wiener Aufführung) zuerst auf dem Nachener Feste 1825 der Welt kundgegeben. Vielen kleineren aber bedeutenden Werken öffnete der große Erfolg auf einem Musikfeste die Wege in alle Gegenden. Bruchs erstes Violinkonzert wurde im Jahr 1868 von Joachim in Köln zuerst vorgetragen, seither unzählige Male von Geigenkünstlern jeden Ranges. Rubinssteins Lied „Es blüht der Tar“ ertönte zuerst auf jenem Düsseldorfer Feste und erfuhr seitdem eine Publikation in fast allen gebildeten Sprachen. Bedarf es noch weiterer Beweise für den Einfluß dieser Feste auf das allgemeine Musikleben?

Die kulturhistorische Bedeutung liegt in der schon oben hervorgehobenen Einwirkung der Frauen auf die ganze Entwicklung dieser Musikfeste und in der großartigen Ausübung der Gastfreundschaft. Ohne diese wäre besonders in früheren Zeiten ein Unterkommen für tausende von Gästen gar nicht denkbar gewesen. Noch heute wird diese Gastfreundschaft in der genannten Stadt in schönster Weise gepflegt und spiegelt sich im ganzen gesellschaftlichen Leben wieder. Noch heute wird der Fremde, mit dem die Kölner sich behaglich fühlen, mit Beweisen der Freundlichkeit wahrhaft überschüttet. Diese Eigentümlichkeiten der Musikfeste haben in den Bewohnern der dabei beteiligten Städte ein sozu sagen überlebensgroßes Gefühl der Zusammengehörigkeit, des gleichmäßigen Strebens nach einem idealen Ziele erzeugt, das schon aus dem Grunde anderswo nicht zu finden ist, weil ja eben die langjährigen geschichtlichen Vorbedingungen fehlen; aus diesem Gefühl gehen dann die großen gesellschaftlichen Vorteile hervor, die Beseitigung der Schranken, welche im Norden Abstammung, Rang, Titel und Reichthum errichten, und die hier nur höchst selten und nur für Einzelne momentan niedergelegt werden. Dort am Niederrhein kennt man während der Feste nur Mitwirkende und Hörer, beide gleich begeistert für die Tonkunst. Und das verbannt die Kunst zum großen Theile den Großmüttern jener jungen Damen, welche heute die Zierde des Chores bilden!

Heinr. Ehrlich.

Zur Begründung eines „Frauenheim“ in Wien.

Vor acht Jahren etwa traten in Wien humangesinnte Männer der Diplomatie, der Wissenschaft wie der Finanzwelt zu einem Verein zusammen, mit dem ausgesprochenen Zweck: hilflosbedürftige Angehörige des Deutschen Reiches in Wien mit Rat und That zu unterstützen. Unter dem Namen „Deutscher Hilfsverein“ hat derselbe seit seinem Entstehen unter stets wachsender Ausbreitung und mit immer zunehmenden Mitteln im Sinne der edlen Stifter kräftig gewirkt und mannigfachen Noth gewehrt, Tausende vor Elend und Verzweiflung bewahrt. Der Jahresbericht von 1885/86 meldet, daß in abgelaufenen Jahre seitens des Vereins an 1902 bedürftige Deutsche Unterstützungen gewährt worden seien!

Dem Vorstand des Deutschen Hilfsvereins gehören zur Zeit als Ehrenpräsident der kaiserlich deutsche Botschafter Prinz Heinrich VII. Reuß Durchlaucht; als Ehrenmitglieder die Gesandten von Württemberg und Sachsen, Freiherr von Maucler und Herr von Hellborn, sowie der herzoglich braunschweigische Kammerherr Freiherr von Thienen-Adlerflucht an. Den aktiven Vorstand bilden der Erc. bayerische Gesandte Graf Otto Bray-Steinburg als Präsident, Ritter v. Schoeller als Vicepräsident, Herr Ph. Fleischl als Schriftführer und der kaiserl. Deutsche Generalconsul Ritter v. Mallmann als Schatzmeister; außer diesen als Beisitzer: Graf C. v. d. Goltz, kaiserl. deutscher Botschaftsrat, V. v. Lindheim, k. rumänischer Generalkonsul, k. Rat C. Sarg, die Herren J. Mickerts und Paul Schiff, Professor V. Ritter v. Stein und k. k. Commerzialrat J. Thonet.

Sich nicht genügend an dem bisher Erreichten und den besonderen Nothstand einer Gesellschaftsklasse, die z. B. in Wien, bei Streben nach höchsten Lebenszielen nur allzu oft schwersten Kümernissen anheimfällt, sorgend ins Auge fassend, hat der Deutsche Hilfsverein beschlossen, jenen gebildeten allein stehenden Frauen und Mädchen, die sich in Österreich dem mühevollen Berufe der Erziehung gewidmet, für die sorgenvollen Tage der Stellenlosigkeit in moralischer und physischer Hinsicht Hilfe zu schaffen, ihnen eine Zufluchtsstätte, ein Frauenheim zu eröffnen.

Zu diesem Zweck hat der Verein, der seine eigenen Fonds für diese besondere Aufgabe nicht in Anspruch nehmen darf, eine materielle, vollkommen selbstständig fungierende Zweigabteilung „zur Unterstützung deutscher Erzieherinnen in Wien“ errichtet und dieselbe ermächtigt, durch Geldsammlungen im Deutschen Reiche die Gründung eines vorläufig auf 10 Betten projektierten „Frauenheims“ anzubahnen. Bereits sind ca. 3700 Mk. aufgebracht; da aber der Kostenüberschlag ca. 15 000 Gulden fordert, so bleibt der humanen Mildthätigkeit von Angehörigen des Deutschen Reiches noch ein weites Feld für Bethätigung und Beteiligung geöffnet, und es ist inständig zu wünschen, daß dieselbe nicht zögern möge, mit fröhlicher Geberlust hervorzutreten. Auf aller kleinste Geldbeiträge sind hoch willkommen! Die Einwendungen sind zu richten an den Deutschen Hilfsverein in Wien I., Wipplingerstraße 4, mit der bestimmten Bezeichnung „Gabe für das Deutsche Frauenheim“, eventuell auch an den stellvertretenden Schatzmeister kaiserl. deutschen Viceconsul Dr. von Vivenot.

Wir appellieren an die nie versagende Mildthätigkeit des weiblichen Geschlechts auch unter unseren Leserinnen und erklären uns gern bereit, jede, auch die bescheidenste Gabe für die Zwecke des „Deutschen Frauenheims“ entgegenzunehmen und darüber im Bazar zu quittieren.

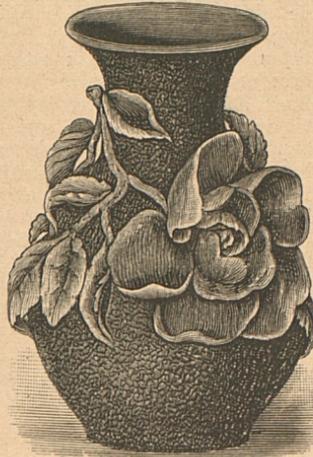
Die Redaktion des Bazar.

I. Gabe für das deutsche Frauenheim in Wien: Bazar-Direktion 100 fl.

Dilettanten-Arbeiten.

Relief-Verzierungen aus Gummi-Knetmasse.

Weniger mühsam herzustellen als die Wachsbüchsen, ähnlich diesen, jedoch grotesker und flotter in Form und Farbe, sind die Blumen aus Gummi-Knetmasse. Während die Wachsbüchsen die sehr zierlich gearbeiteten Blumen aus Bisquitporzellan imitieren, welche wir an vielen Majolikagefäßen bewundern, sind die Blumen aus Gummi-Knetmasse zur Nachahmung der aus Thon (Majolika) gefertigten, ungemein decorativ und flott wirkenden Majolikablumen bestimmt, mit denen man neuerdings die Vasen, Krüßchen zc. aus Majolika schmückt, und wie heuer die Mode ist: etwas bizarr, etwas übertrieben, oft geradezu das Verbebetonende, so begegnen uns auch auf kunstgewerblichem Gebiet zur Zeit oft ganz erstaunlich feste Ausdrucksmittel für Formen und Farben. Daß die Blumen aus Gummi-Knetmasse schon eine große Ausbreitung gefunden haben, nimmt nicht Wunder, denn leicht und wenig zeitraubend ist die Arbeit und verhältnismäßig auch wohlfeil das Material. Und nicht nur Blumen und Früchte, sondern auch kleine Tiere, als Eidechsen, Schlangen, Schmetterlinge u. dgl. vermag die geschickte Hand daraus zu formen. Beispielsweise geben auch die in Wäldern leicht zu findenden großen Gehäuse der Weinbergschnecke mit Bl- oder Lackfarbe angestrichen, mit einer aus Gummi-Knetmasse dazu geformten Schnecke versehen und auf einen Stein oder dgl. geklebt, ganz allerliebste, billige und schnell herzustellende Geschenke. Ketz und Meiners, Berlin W. Leipzigerstraße 10, verkauft das Material, eine braune, feste, wie Leim aussehende Masse, welche leicht versendbar ist.



Imitation von englischer Moosmajolika mittelst Gummi-Knetmasse.

Man bestellt für den ersten Versuch für etwa 1 M. 50 Pf., das sind 100 Gramm. Zum Beginn der Arbeit, an welcher mehrere teilnehmen können, braucht man nur einige zum modellieren breit geschnittene Holzstäbchen, ein Gefäß mit kochendem Wasser (am besten über eine brennende Spirituslampe gestellt) und eines mit kaltem Wasser. Man wirft nun die Masse für einige Minuten in kochendes Wasser, wodurch sie erweicht und jede beliebige Form durch Drücken annimmt. Die einzelnen Blumenblätter, die Knospen, die Stiele formt man einzeln, wirft jedes fertige Stück in kaltes Wasser und läßt es so lange darin, bis es hart geworden ist. Ebenso formt man auch die Füßchen eines Thieres gesondert vom Körper und legt sie erst nachher zusammen, wenn sie auf den betreffenden Gegenstand befestigt werden sollen. Während der Arbeit muß man sich öfters die Finger mit kaltem Wasser benezen, damit die Masse nicht festklebt. Will man nun z. B. eine Rose mit Blättern an einer Vase befestigen, so füllt man letztere für einige Minuten mit kochendem Wasser und drückt die geformten Blumen auf die Vase, sie kleben dann fest. Um einen Frosch, eine Eidechse u. s. w. auf einem Stein zu befestigen, erhitzt man diesen und legt dann die einzelnen Teile des Thieres auf dem Stein zusammen. Auch die jetzt so sehr beliebte sogenannte „englische Moosmajolika“ kann man täuschend nachahmen. Man kauft sich eine ungebrannte, weiße Thonvase, befrachtet sie mit Blfarbe und läßt sie trocknen. Dann übergeht man sie mit Eiweiß oder recht starker Gummilösung und während diese noch feucht ist, überschlüttet man die Vase mit recht grobem, von den Steinen geäubertem Kiesand oder auch Seefand (Kies) so lange, bis sie ganz gleichmäßig damit bedeckt ist. Nachdem der Sand festgetrocknet, bestreicht man das Ganze mit einer schön gebämpften Bl- oder Lackfarbe, z. B. etwas Vandykrot, oder grünem Lack mit Braun gemischt. Eine gleiche Farbe erhält die Blume, welche nach völligem Trocknen der Vase aufgelegt wird, nur daß man sie etwas heller oder dunkler abshattiert. Man kann die Blumen auch bunt, in gedämpften Tönen bemalen oder bronzen. Bevor man dieselben bemalt, muß man sie mit weißer Blfarbe anstreichen und trocknen lassen, da die Farbe der Masse dunkelbraun ist; beim Bronzieren kann man diesen Ton jedoch benutzen. Auch mit Aquarelldeckfarbe kann man die Formen bemalen und überzieht sie dann, damit sie glänzen, mit französischem Firnis. — Die gezeichnete kleine Vase ist eine Nachahmung von „englischer Moosmajolika“ und ganz in roter Farbe gehalten, die Blume etwas heller im Ton als die Vase; sie wurde mit Bl- und Lackfarben zusammen bemalt.

Anna v. Parpart.

Ein Wort zur Krankenpflege.

Die Klage über die Schwierigkeit der weiblichen Erwerbsthätigkeit ist heutzutage so stehend und allgemein geworden, wie etwa die über das Wetter. Wissen denn die über Arbeitslosigkeit klagenden Mädchen und Frauen nicht, oder wollen sie nicht wissen, daß der dem weiblichen Wesen eigenste und lohnendste Beruf der Krankenpflege ist, und daß dieser noch vielen Hunderten, ja Tausenden junger müßiger Mädchen Arbeit und Erwerb die Fülle bietet, noch lange nicht zur Genüge ausgefüllt ist?

Dieser Beruf kann freilich nur von ideal angelegten Naturen in Hingebung und Selbstläugnung ausgeführt werden. Diese aber finden zur Entfaltung und Bethätigung all des Zarten, Weiblichen, Liebevollen, das ihnen eigen ist, hier Gelegenheit im ausreichendsten Maße. Sie brauchen also nicht mehr murrend und klagend am Markte des Lebens zu stehen, sie werden gerufen, sie werden dringend verlangt, sie haben auch keine Konkurrenz zu fürchten, denn kein redlicher Wille, keine geschickte Hand, kein fröhliches hingebendes Herz wird hier zurückgewiesen. Aber ein fröhliches Herz müssen die Pflegerin-

nen haben, denn ihre Pflicht ist es ja, trübe Gemüther aufzuheitern, Schmerz und Leiden zu lindern, und das kann nur der, welcher selbst mit fröhlich heiterem Sinn in die schöne Welt hineinschaut.

Bei Erwähnung der Krankenpflege pflegen Unerfahrene gleich an die Diakonissenhäuser zu denken und vor deren strenger religiöser Richtung und starrer äußerer Obervanz zurückzuschrecken. Aber giebt es denn nicht Krankenpflegerinnen-Häuser, die eine freiere Tendenz guthießen? So wenig man beim Arzte nach seinem religiösen Bekenntnis und strenger kirchlicher Richtung fragt, so wenig wird in dem von Ihrer kaiserlich königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches in dem seit drei Jahren bestehenden Viktoriahaus von den Krankenpflegerinnen oder Schwestern eine starr orthodoxe Richtung verlangt. Keineswegs sind sie durch ihren Eintritt in das Haus beispielsweise von den edlen Genüssen, welche die Kunst bietet, abgeschnitten. Die Viktoriahäuser besuchen Ausstellungen und Museen, genießen in Konzerten, zu denen ihnen Zugang geboten wird, gratis die beste Musik und erhalten ebenso Gelegenheit, in den königlichen Theatern dann und wann musterhaften Vorstellungen beizuwohnen. — Eins nur wird von ihnen gefordert: Kopf und Herz müssen sie auf der rechten Stelle haben und von tiefer selbstloser Menschenliebe erfüllt sein; so edler Nächstenliebe fehlt dann ja auch die Gottesliebe und ihr Segen nicht!

Giebt es denn aber solcher selbstloser Mädchen und Frauen heute so gar wenige? Oder wie kommt es, daß man fort und fort über Arbeitsnot klagt: in der Krankenpflege könnten und müßten noch hunderte ja tausende Verwendung finden — wissen sollte es doch jedermann, daß es Krankenhäuser giebt und daß Kranke am wirksamsten von Frauen gepflegt werden! Lohnt vielleicht diese Frauenarbeit schlechter, als alle anderen? Im Gegentheil!

Thatsache ist, daß Frauenarbeit, von der Künstlerin an bis hinab auf das letzte Nähmädchen, im allgemeinen schlecht bezahlt wird, daher die beliebteste und namentlich in der Provinz die allein für Damen möglich gefaltene Lehrerin- und Erzieherinbranche derart überfüllt ist, daß auf jede Vakanz etwa zweihundert Bewerberinnen kommen. Jeder weiß ferner, daß auch hart arbeitende Frauen in anderen Berufsweigen meist nicht mehr verdienen, als sie verzehren, daß sie geradezu von der Hand in den Mund leben und im Alter dem kalten, leeren Nichts gegenüber stehen. Wie steht es dem gegenüber mit dem Ergebnis des Krankenpflegerinnenberufs?

Die Möglichkeit, eine gesicherte Heimat, ununterbrochene Thätigkeit und eine sorgenlose Zukunft zu finden, gewährt das Viktoriahaus in Berlin. Töchter aus gebildeten Ständen werden vom fünfundzwanzigsten Jahre — ja unter Umständen noch früher — bis zum vierzigsten Jahre als Krankenpflegerinnen aufgenommen. Zur Aufnahme sind ein Gesundheitsattest, ausreichende Bildung, ein von der Kandidatin selbst verfaßter Lebenslauf, Empfehlungen bekannter Personen oder ein Führungsattest von einem Geistlichen oder der Ortsbehörde, ein Taufschein und ein Revaccinationsattest erforderlich. Das erste Jahr werden sie unter Leitung der Vorsteherin oder der schon ausgebildeten Schwestern praktisch und durch Vorlesungen der Herren Ärzte theoretisch ausgebildet; innerhalb dieser Zeit haben sie ein Examen zu bestehen, dann noch als Entschädigung für die durch ihre Lehrzeit dem Hause verursachten Kosten zwei Jahre ihre Dienste demselben zu widmen. — Beim Eintritt als Probepflegern haben sie eine Kaution von 300 Mark zu hinterlegen; bleiben sie in dem Verein, widmen sie sich ganz demselben, so behalten sie diese 300 Mark, treten sie aber aus oder werden wegen Untüchtigkeit oder ungeziemenden Betragens entlassen, so verfallen diese 300 Mark. Auch Damen, welche die Krankenpflege um ihrer selbst willen erlernen, haben dieser Summe für den Zeitraum eines Jahres als Ersatz für Unterweisung und Verpflegung zu zahlen.

Nach diesen drei Jahren werden die Schwestern je nach Bedürfnis nach andern Krankenhäusern geschickt. Das Bedürfnis ist groß; aus allen Theilen des Reiches ergehen fort und fort Bitten an das Viktoriahaus, sie mit Schwestern zu versorgen. Der Jahresgehalt beläuft sich je nach der Leistungsfähigkeit und der Dienstzeit von 300 bis auf 600 Mark nebst freier Station und freier Oberbekleidung, das heißt: Kleider, Schürzen, Häubchen, und letztere, das sei ganz leise in Parenthese gesagt, sind äußerst kleidsam. Jede Schwester erhält jährlich vier Wochen Urlaub, den sie bei Eltern, Verwandten oder Freunden verbringen kann.

Das Viktoriahaus sing ganz bescheiden, nur mit drei Schwestern an und lehnte sich gleich an den „Berliner Verein für häusliche Gesundheitspflege“. Der Zweck der edlen Gründerin, Ihrer kaiserlichen Hoheit, war und ist, Schwestern unentgeltlich in die Häuser der Armen zu schicken, wo sie nicht allein die Krankenpflege zu üben, sondern wenn es die Notwendigkeit erfordert, namentlich wenn die Mutter krank ist, an ihrer Stelle im Hause zu schalten und zu walten haben; solcher Stationen sind zwei in Berlin.

Zur Zeit zählt das Viktoriahaus, das vor drei Jahren mit drei Schwestern anfang, deren achtundzwanzig, welche in den verschiedenen Kliniken der Residenz arbeiten. Aber die Zahl ist für das ungeheure Bedürfnis viel zu gering! Sie bitten daher ihre vielen noch müßigen Mitschwester, welche Herz und Verständnis für die Leiden ihrer Nächsten haben: „Kommt! helft uns! Euch winkt ein edler Beruf. Ihr braucht nicht mürrisch, nicht lebensüberdrüssig, nicht träumerisch eure öden Tage hinzuspinnen; dürft nicht wartend und verlangend, nicht hoffend und sehnend eure schönen Kräfte brach liegen zu lassen! Hier könnt ihr helfen und hier wird euch geholfen!“

Näher die Pflichten der Krankenpflegerinnen zu detaillieren, dürfte überflüssig sein. Wer hätte nicht schon so gut er es vermochte, kranke Eltern, Geschwister oder Verwandte gepflegt und wäre nicht glücklich gewesen, den Leidenden Erleichterung zu verschaffen, ja ihnen die niedrigsten Dienste zu leisten. Die höchsten Gedanken vermögen die einfachste Arbeit zu adeln, und so groß auch die Schwierigkeiten im Anfang den Arbeitenden erscheinen werden, so wird ein starker Wille doch diese alle überwinden und ein Gefühl tiefer seligster Befriedigung die Frucht aller Mühen im Dienst der Menschenliebe sein!*

Hippius.

* Anfragen und Anmeldungen für das „Viktoriahaus in Berlin“ sind an die Vorsteherin desselben, Fräulein Fuhrmann, Berlin W., Steinwegstraße 16 zu richten.

Nahrungsmittel, Nahrungsstoffe, Genußmittel.

Unter dem Volke herrscht die Ansicht, daß alles, was dem Magen zugeführt wird, sei es in fester, sei es in flüssiger Form, Nahrungsmittel sei. Die Wissenschaft hat uns längst eines besseren belehrt, und der Denkende wird in dem unansehnlichen „der Mensch lebt nicht von dem, was er genießt, sondern von dem, was er verdaut,“ einen Fingerzeig finden, was er von einem Nahrungsmittel zu halten, was er von ihm zu fordern das Recht hat. Jedes Nahrungsmittel setzt sich in gewissen bestimmten Verhältnissen und Mischungen aus Nahrungsstoffen zusammen. Diese letzteren haben für sich zwar gesundheitsliche Eigenschaften, es genügt jedoch keiner selbständig, zum Aufbau und zur Erhaltung des Körpers die notwendigen Baustoffe beizuschaffen, Verlorenegegangenes zu ersetzen und auf die Dauer zu sorgen, daß er auf dem rechten Stande, d. h. daß er lebensfähig erhalten werde. Gerade das, was wir bei den Nahrungsmitteln vermissen, müssen die Nahrungsmittel in sich vereinigen, um, in den Darmkanal eingeführt, einen Ertrag für die verbrauchten Körperbestandteile zu schaffen und so das Dasein zu ermöglichen und zu erhalten, so daß also ein Nahrungsmittel für sich alle Eigenschaften in sich vereinigt, den tierischen Organismus auf die Dauer auf einer gewissen Höhe zu erhalten und vollständig zu ernähren. Ein Hauptmerkmal eines Nahrungsmittels im weitesten Sinne der Bedeutung muß demnach sein, daß es dem Blute seine zu Verlust gegangenen wesentlichen Bestandteile zu ersetzen instande und leicht verdaulich und ernährungsfähig sei.

Aber selbst die Nahrungsmittel würden dem Magen auf längere Zeit nicht zuzagen und Widerwillen hervorrufen, wenn bei ihrer Zubereitung dem Geschmacke nicht Rechnung getragen würde. Die Genußmittel, zu denen Würzen und Gewürze zählen, verhelfen zu diesem Zwecke. Durch sie wird den Geschmacksorganen und dem Magen Abwechslung geboten, der Genuß der Speisen ein anmutender, die Eßlust erregt, so daß der Gedanke an ein wohlgerichtetes Mahl schon das Wasser im Munde zusammenlaufen macht.

Die Genußmittel entbehren auf die Ernährung jeden Einflusses, sie haben mit ihr direkt nichts zu schaffen, weil sie den Verlust an Körpermasse weder verhüten noch ersetzen können; sie sind aber demungeachtet höchst unentbehrlich, weil durch sie die Sinne gereizt, die Absonderung der Verdauungssäfte in hohem Grade begünstigt und die Folgen des Widerwillens, denen wir gegenüber unschmackhafter Kost uns ausgesetzt sehen würden, unmöglich gemacht werden. Sie haben somit eine ganz andere Bestimmung zu erfüllen, als die Nahrungsmittel: sie sollen zur Herbeiführung einer bestimmten angenehmen Wirkung dienen, auf die bei Zubereitung der Speisen ganz besonderes Augenmerk zu richten ist. In den Begriff der Genußmittel fallen außer Fleischbrühe, Fleischextrakt, Wein, Bier, Branntwein, Kaffee, Thee, Schokolade u. auch die in allen Nahrungsmitteln sich entwickelnden, schmeckenden und häufig angenehm duftenden Stoffe, die in der Regel erst bei Garwerden der Speisen in wahrnehmbarer Weise hervortreten, wie z. B. der einladende Geruch des gedämpften und gebratenen Fleisches, der mit frischer Butter zubereiteten Eier- und Mehlspeisen, der mit Essig dargestellten würzigen Brühen oder Tunken u. a. m. Dieser wohlriechenden und angenehm schmeckenden Eigenschaften wegen wird die Abwechslung bei dem Genuße der Speisen sehr beliebt, sie behagt uns ganz besonders und übt auf den Magen ein wohlthuendes Gefühl. Nur muß bei der Anwendung der Genußmittel, der Würzen und Gewürze stets eine gewisse Grenze beachtet werden, damit dem Körper ein Nachteil nicht erwache. Selbst eine wohlzubereitete Kost würde dem Genießenden die Eßlust benehmen, wenn ihr Geschmack immer derselbe wäre, es würden nebenbei Verdauungsstörungen sich bemerklich machen. Die Würzen und Gewürze sagen dem Gaumen zu und fesseln ihn, sie wecken und erregen den Geruchssinn, regen die Verdauungswerkzeuge zu erneuter Thätigkeit an und kommen durch diese ihre Eigenschaften dem Körper zugute.

Welchen wichtigen Einfluß und welche weitreichende Herrschaft die Nahrung, der man mit volstem Rechte den Namen „Muttermilch der Natur“ beigelegt hat, deren Zubereitung und somit die Ernährung selbst auf die Sittenverfeinerung und die Gesittung eines Volkes hat, davon kann sich jeder durch einen Vergleich der verschiedenen Nationen selbst ein Urteil bilden. Je gebildeter ein Volkstamm ist, desto entwickelter treten bei ihm Landwirtschaft und Viehzucht hervor. So hat nun jedes Volk seine Eigentümlichkeiten in der Küche und in seiner Nahrung, die man unter dem Namen „Nationalküche“ zusammenfaßt. Wir finden englische, französische, österreichische, russische u. Nationalküche, leider aber keine deutsche; unsere Küche ist ein vielfarbiger Durcheinander ohne alles System; dem Klima, in dem wir leben, wird in keiner Weise Rechnung getragen, wir erkennen nur ein Nachäffen der Gebräuche anderer Nationen; wir vermischen eine deutsche Küche, wie wir ein deutsches Nationalgefühl vermischen. Beide lassen sich von fremden Einflüssen beherrschen, in ganz derselben Weise wie die deutsche Sitte auch.

Zu höchsten Grade bedauerlich und schmerzhaft ist es, daß der Küche bei uns eine nur sehr untergeordnete Stellung eingeräumt ist; daß man ihre große Wichtigkeit gar nicht kennt und sie deshalb gar nicht würdigt; daß man nicht instande ist zu fassen, daß die Küche eine allgemeine hochwichtige Werkstätte sei, deren Aufgabe darin bestehen soll, in ihren Produkten, den Speisen, den Verzehrden alle jene Stoffe zugänglich zu machen und zuzuführen, die zur körperlichen und geistigen Entwicklung des Menschen Hauptfordernde sind. Warum erkennen aber unsere Frauen nicht ihre hohe Aufgabe, welche wichtige ehrenvolle Stelle ihnen in der Küche zugewiesen ist?

Weil ihnen jene Pflichten nicht bekannt sind, deren Erfüllung ihnen allein den Ehrennamen eines selbstbewußten Menschen giebt; weil sie nicht wissen, daß gerade in der Küche so oft, so viel und so schwer sich vergangen wird gegen das höchste Gut des Menschen, gegen seine Gesundheit und somit gegen sein Leben; weil sie mit unverantwortlicher Gleichgültigkeit versäumen, sich um die Geheimnisse der Küche zu kümmern; endlich weil es mit dem guten (richtiger schlechten) Tone nicht in Einklang zu bringen ist, sich an die Spitze einer Anstalt zu stellen, die sie als Ehrenamt betrachten sollten und die ihre sociale Stellung zu einer achtunggebietenden machen würde. Kann es ja doch für eine Hausfrau gar nichts Erhebenderes geben, als das Bewußtsein, ihren Pflichten gegen die Familienangehörigen in

vollstem Maße Genüge geleistet zu haben und für deren Wohl in einer Weise besorgt gewesen zu sein, ihre Gesundheit zu festigen, sie vor Krankheit zu bewahren und ihnen ein langes glückliches Leben in Aussicht zu stellen. Der Damenwelt kann ich, so hoch ich sie im allgemeinen schätze, gerade bezüglich der Küche eine sonderliche Schmeichelei und Artigkeit nicht entgegenbringen, denn sie kocht, ohne zu wissen „was“; sie kocht, ohne zu wissen „wie“; sie kocht, ohne zu wissen „warum“; sie kocht aber überhaupt nicht und überläßt die Leitung der Küche aus mißverstandenen Interesse, ja sogar aus Bequemlichkeit einem jener Individuen, die man mit dem ganz unrichtigen Namen „Köchin“ oder „Koch“ zu bezeichnen beliebt. Die verschiedenen Klubs, Vereine und Verbände, die sich in den letzten Jahren aufgethan und das schöne lobenswerte Ziel im Auge haben, die Kochkunst zu heben und eine deutliche Nationalküche anzustreben und zur Geltung zu bringen, sind jedenfalls mit Freuden zu begrüßende Erscheinungen, allein den Vorständen wie den Mitgliedern, die alle, mit wenigen Ausnahmen, praktische Köche sind, fehlt nicht etwa der gute Wille, sondern das nötige wissenschaftliche Zeug dazu, ein solch wertvolles Ziel zu erreichen. In erster Linie und vor allem sollen sie sich bewußt sein, welche Pflichten die Küche zu erfüllen bestimmt ist, daß sie nicht allein dem Geschmacke, noch weniger aber dem Auge zu dienen, sondern im Interesse des geistigen und körperlichen Wohlbefindens zu wirken und zu schaffen habe. — Werden nun aber unsere Frauen, Hausfrauen, Mütter mit ihren Töchtern sich ihrer Pflichten völlig bewußt, tritt das richtige Verständnis für eine so hochwichtige Sache in den Vordergrund, lernen sie einsehen, daß sie vor allem es sind, denen das Wohl, die Gesundheit, die Fortentwicklung des Menschengeschlechtes anvertraut sind, dann werden wir einem Frühlinge entgegengehen, der von jedem Vernünftigen schon längst herbeigesehnt wurde. Alle Bestrebungen, die nach dem vorgeschriebenen Ziele gerichtet sind, mögen aber von unseren Frauen aufs entschiedenste unterstützt werden! Ohne diese kräftigste Unterstützung unserer Damen würde alles Streben im Sand verlaufen!

Gelegentlich werden wir die einzelnen Nahrungsmittel und Genußmittel einer eingehenden Betrachtung unterziehen. Dr. Schüler.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „August“.



Fig. 1. Promenadenkleid. Rückansicht.

Überkleides dienen teils Haken und Ösen, teils Knöpfe und Knopflöcher (siehe die verkleinerte Rückansicht Abb. 1).

Fig. 2. Promenadenkleid. Das selbe besteht aus Rock, Tuni und Taille, ersteren aus Satin hat man am unteren, 220 Cent. weiten Rande mit einer schmalen Frisur und außerdem mit einem in der Weise der Abbildung in Falten geordneten hohen Volant von Zephyr garniert. Aus gleichem Stoff ist die reich gefaltete Tunika hergestellt und am rechten hinteren Seitenrande auf der Rückseite breit mit satin merveilleux, welchen das Faltenarrangement sichtbar werden läßt, besetzt, sowie mit Schlingen und Enden von satin merveilleux-Band verziert (siehe die nebenstehende Rückansicht Abb. 2). Die losen Vordertheile der Taille aus Zephyr sind mit einer Bluse von Crepe verbunden, welche mit einem Gurtteil von satin merveilleux zusammengehalten wird und mit einem Stehfragen, so wie mit Armstreifen von Spitze und Band garniert. Zum Schließen der Taille dienen teils Knöpfe und Knopflöcher, teils Haken und Ösen.



Fig. 2. Promenadenkleid. Rückansicht.

Buntes Allerlei. Schach.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 179 Seite 287.

1. D h 4 n. h 5. Weiß droht nun, mit D h 5 n. d 5 matt-zusetzen.

Schwarz. 1. S d 5 — b 4 (— e 3) oder S d 5 anders.

Weiß. 2. T d 1 — e 1 (f 2 — f 3) oder D. T. S. L. matt.

A. Weiß. 1.

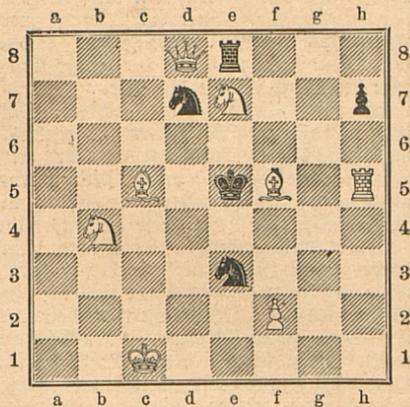
Schwarz. 1. Beliebig anders.

Weiß. 2. D. oder S. matt.

Aufgabe Nr. 181.

Motto: „Look before you leap.“

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Scherz-Aufgabe.

Vom Improvisator Herrmann.

Die Gerichte der nebenstehenden Speise-Karte sind so untereinander zu stellen, daß die Anfangsbuchstaben derselben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen eines der einfachsten und vollständigsten Gerichte ergeben.

Speise-Karte.	
Krebssuppe.	—
Forellen.	—
Frischer Kabliau.	—
Rindfleisch mit gerieb. Rettich.	—
Leipziger Allerlei.	—
Erbsen.	—
Leber.	—
Apfelsamba.	—
Ochsenbraten.	—
Torte mit Fruchtrand.	—
Pudding.	—
Eis. Nüsse und Äpfel.	—

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 64.

Eine Anzahl Damen teilten 100 Thaler unter sich; jede erhielt aber gerade zwei und einen halben Thaler mehr, als wenn zwei Damen mehr sich in den Betrag geteilt hätten. Wie viel Damen waren es?

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 63 Seite 287.

Es sollten 30 Thaler verteilt werden.

Ergänzungsrätsel.

Von Dr. — e.

a a an bus bal bin bin bin de de den ga ger ge kram ma me ment mi mis nacht nie prä pa par rou rich ja ja ja sylt ma

Zu suchen sind 16 dreifellige Wörter, welche eine gemeinsame Mittelsilbe haben und deren Anfangs- und Endsilben oben gegeben sind.

Auflösung des Akrostichon Seite 288.

„Der Trompeter von Sackfingen“.

Darius	Emanuel	Rost	Fauber
Nente	Alexander	Marie	Profa
Clage	Frost	Crebus	Neis
Vaje	Oftern	Norden	Chaf
Amesse	Emeute	Kluft	Koran
Zwein	Nadel	Gruf	Glas
		Nacht.	

Auflösung des Füllrätsels Seite 288.

R	O	S	I	N	E
T	a	u	n	u	s
W	e	l	f	e	n
M	e	t	a	l	l
U	r	a	n	i	a
F	e	n	t	o	n

Auflösung der Buchstaben-versekung Seite 288.

„Ernst von Widenbruch“.

1. Elba
2. Rose
3. Natur
4. Selma
5. Teheran
6. Vater
7. Oran
8. Nebel
9. Winde
10. Tise
11. Lodi
12. Dame
13. Offen
14. Neger
15. Braun
16. Rote
17. Urne
18. Chinesje
19. Herodot.

Zur gefälligen Beachtung.

Um vielfach geäußerten Wünschen zu genügen, haben wir unter dem Titel:

Das Spitzen-Klöppeln.

Eine Anleitung zum Selbstunterricht im Klöppeln nach verbessertem System

herausgegeben von der

Redaktion der Illustrierten Damenzeitung „Der Bazar“.

Mit zahlreichen Holzschnitt-Illustrationen. 1 Bogen Imp. 4°.

eine kurz gefaßte, mit erläuternden Illustrationen versehene Anleitung zur Erlernung dieser Handarbeits-Art zusammengestellt, welche wir zur Anschaffung besonders neu hinzutretenden Abonnenten empfehlen. Wir erledigen direkte Bestellungen nach Erhalt von 1 Mark = 70 fr. ö. W. pro Exemplar franko unter Kreuzband.

Administration des Bazar.